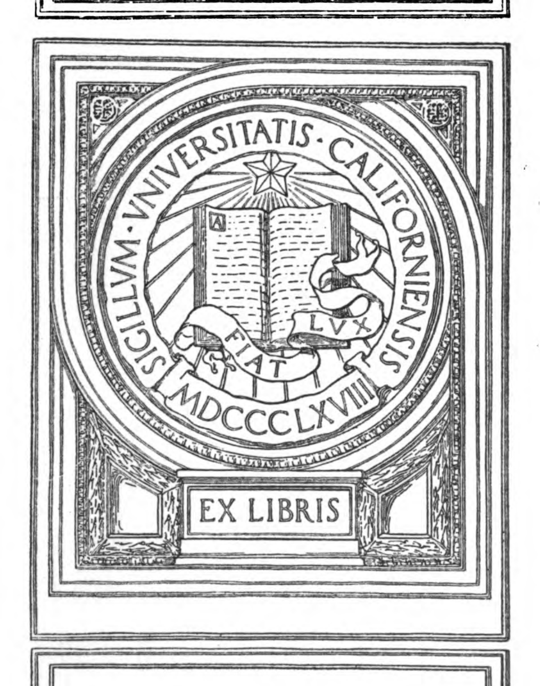
rg Baesecke

eelenwanderungen






SIGILLVM · VNIVERSITATIS · CALIFORNIENSIS
LVX
FIAT
MDCCCLXVIII
EX LIBRIS

Zu freundl. Gedenken
[illegible]
16. XI. 12.

Seelenwanderungen

Novellen

von

Georg Baesecke



C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung
Oskar Beck ═══════ München 1913

C. H. Beck'sche Buchdruckerei in Nördlingen

Wally Baesecke

zum Danke

Inhalt



Prophet

Du bist, o Weib, zu schön für mich,
Zu schön, um nicht zu stolz zu sein,
Und einst mit Tränen sicherlich
Bezahl ichs — dennoch wirst du mein!

Es ist noch kein halb Jahr her, daß ich dies schrieb; nachdem ich bei einem Balle zugesehen hatte. Dann legte ich das Papierchen beiseite. Ich fand keine Worte mehr, ohne daß dieselben Gedanken wiederkehrten, und keine Gedanken mehr, ohne daß die Worte wiederkehrten, und doch war mein Herz noch unausgeschöpft, wie eine Quelle im Walde, die sich aus unsichtbaren Adern füllt und nur auf der Oberfläche leise zuckt und sich wölbt. Es war auch noch etwas, das mich aufzuhören zwang. Ich weiß, was ich im schönsten und echtesten Wahnsinn von mir schreibe, das wird wahr; ich weiß es und schweige davon. Und so dringt das Göttliche, das ich Schritt vor Schritt aus meinem Leben verbannt habe mit kühler Sicherheit, es dringt wieder herein in einem feierlichen Aberglauben, der mir die Seele lähmt, daß ich nicht frei zu schaffen wage, und der doch süß ist, ein köstliches Geschenk von einer tief und weit verborgenen Macht: sie lenkt und will sich doch lenken

lassen, sie verlangt Opfer und läßt mich so die Seligkeit derer kosten, die einen kindlichen Glauben haben.

Ich schrieb nicht weiter. Vielleicht war meine Begeisterung erlogen, dann war nichts zu fürchten und blieb nichts zu schreiben. Oder sie war es nicht, dann mußte ich aufhören, um mich vor neuem Leid zu bewahren.

Aber zu dichten, was wahr ist, das ist über alles Aussagen schön, und — bebte ich nicht schon vor Leidenschaft zu ihr?

Sie war von der Grazie, die mir so fremd wie köstlich ist, sie war schlank und zierlich und großäugig war sie wie eine afrikanische Gazelle. Es umfloß sie der Reiz des Unverwandten, der eignen Natur Grundgegensätzlichen, der Herz und Sinne süß vergiftet und alle Vernunft zum Spotte macht. Und ist nur eins von den zweien möglich: Mann oder Weib, beruht die Leidenschaft auf diesem Widerstreit, so ist die königlichste Leidenschaft zwischen dem fremdesten Manne und dem fremdesten Weibe, wo kein einziger Zug unserer Alltäglichkeit ist, der nicht das Bild des andern verzerren würde.

Ich glaube, daß sie mehrmals zu mir herübersah und leise kokettierte. In einer Pause trat ich ungeschickt zu ihr. Wir wandelten in einem Nebenraum auf und nieder und redeten zusammen, indessen sie zwei oder drei Tänze überschlug. Wir redeten Gleichgültiges, aber mit

dem vorsichtigen Bemühen, das Innere durchblicken zu lassen. Sie hatte märchenhaft schöne Augen, und ich glaubte, ich dürfe nur behutsam neben ihr gehen, als der Königstochter aus einem orientalischen Märchen. Alles müßte ich ihr zeigen, was ich geleistet hatte, was ich vermöchte, was ich irgend nur hoffte, alles müßte ich ihr zu Füßen legen, um sie vielleicht, vielleicht zu gewinnen! Sie sollte mich gewaltig über mich selbst steigern, damit ich Gnade finden möchte. Alles, alles ist die Schönheit wert, was Menschen bieten können.

Ich erfand eine Theorie, am andern Tage, nachdem ich jene Verse geschrieben, daß mein Unglück — wenn es ein Unglück werden müßte — klein sein würde gegen die innere Bereicherung, die es brächte, aber ich glaubte nicht daran — und blieb doch an allen Fibern leise und sicher umstrickt.

In Wahrheit fürchtete ich meine Natur, wie sie unermüdlich trachten würde, wenn ich einmal im Besitze wäre, auch sie zu beherrschen, langsam, mit schleichend zersetzender Kraft, in unauslöschlichem Ehrgeiz, und daß, wenn dieses schöne Weib sich nicht fügte, eben das mein schweres Unglück ausmachen würde.

Nach einer Woche beschloß ich, mich zu bezwingen und sie zu vergessen. Ich war wohl vorbereitet für eine italienische Reise, und nun trat ich sie an, voll dumpfer Erwartungen, ohne rechten Begriff davon, daß

ich es selbst war, der das lange Geplante zur Ausführung bringen sollte.

Ich kam nach Rom und berauschte mich an den ungeheuren vatikanischen Schätzen. Ganz beengt trat ich in St. Peter ein, wagte noch nicht, seine Größe zu sehen, und wandte mich niedergeschlagenen Auges in die Sakristei. Ich war allein und empfand freudig die Ruhe, mit der mich die schöne Kuppel umfing. Ich setzte mich aufseufzend nieder und ließ kaum noch meine Blicke müde über die Repositorien schweifen.

Da begann oben die große Glocke zu schlagen und in mächtig-langsamen, gleichbewegten Wogen brandete mir dumpf brausend ihr Klang ums Herz, daß es in allen Festen erbebte. Ach, wie verbindet mich der Klang der Glocke in tränenschwerer Sehnsucht mit allem, was unerreichbar ist, mit Vergangenheit, Ferne und Zukunft!

Der Schlag: Da sehe ich das süße Heimatland, und es taucht hervor mit seinen alle innigsten Gedanken aufweckenden grünen Flächen und Bergen. —

Und dann rauscht die neue Woge herbei und überflutet mich ganz: Das sind meine Toten! — Habt Frieden, meine Toten! Noch eine Spanne und ihr seid vergessen und tut keinem Menschen mehr Weh noch Leid. — Versunken! —

Der Schlag: Da wußt ich mich zum ersten Mal geliebt. — Versunken so tief und halte die Tränen fest! —

Der Schlag: Das war in meiner Kindheit eines Sommermorgens! — Versunken! Versunken! —

Und dann noch *einmal* holts gewaltsam aus: Das ist Sie! —

Kein neuer Klang mehr folgt, und ebbend, endlos ebbend glättet sich das Meer zum Spiegel, darüber wie ein Summen weit Dein Bild verschwebt. —

Ich erwachte jäh aus allerlei frevelhaften Gedanken. Widerwärtige englische Laute drangen mir ans Ohr, und ich schritt rasch hinaus, durch den Dom hindurch und zwischen blühenden Gärten die Berglehne hinan.

Paradiesische Natur! Vierfach blühender, tragender Boden! Kindisches Volk, dem ungebeten die Muse einst das Herrlichste in den Schoß warf, das es doch kaum erkennt mit seinem dummen schönen Denken — indessen ich daheim mit tausendfältiger Arbeit mich mühe, zu *wissen*, was ich kann, und, neidisch auf euer unzerstückeltes Glück, wie ein Bettelknabe von Türe zu Türe wandre!

Ich hörte Stimmen und gedämpfte Schritte, blickte auf und sah unter raschelnd wehenden Eukalyptuszweigen mit Entsetzen *sie* vor mir, der ich entfliehen wollte, sie mit ihrer Mutter. Sie blickte mich mit fragenden Augen an und sie fragte:

„Wie kommen *Sie* hierher?“

Das waren die Worte, die ich grade formte, und es packte mich ein Grauen, daß sie es war, die sie brauchte, und brauchte, als könne nur sie heute so fragen.

Ich konnte mich nicht schnell fassen und sprach zusammengeraffte höfliche Worte, während mir noch das Herz zitterte. Wir trennten uns, und nach wenigen Minuten wußte ich, daß ich die Gelegenheit, die das Schicksal bot, verpaßt — oder überwunden hatte. Zurückkehren konnte ich nicht; ich wußte, ich würde zu linkisch sein.

Verworren klangen mir die Laute unsrer Unterredung durchs Ohr. Hatte sie von Castellammare oder Ravello gesagt? Castellammare! Konnte ich ihr nun noch entrinnen? Sie mir?

Am nächsten Tage fuhr ich hin, zuletzt um den Rand des Neapeler Golfes herum. Die Sonne stand schon im Westen und entschattete die gewaltigen Schluchten und Felsensteilen des St. Angelo, daß die blauen Silhouetten, die fern übers Meer gewinkt hatten, ein glänzend deutliches Leben gewannen.

Ich trat in mein Zimmer, öffnete die Balkontür, und rotglühend flutete das Sonnenlicht auf breiter Wasserstraße herein in den dunkeln Raum, über mich hinweg. Mit ihm aber und seiner brausenden Schönheit überfiel mich alles, was geschehen war und geschehen würde, voll plötzlicher Gewalt. Und ich sank aufschluchzend an der Brüstung nieder.

Warum mir das alles? Wozu dies Mühen um das eigene Leid? Wozu alle unendliche Grausamkeit des Lebens, wenn nach so wenigen Jahren alles vorbei sein muß und alle Schmerzen nie, nie ersetzt werden können?

O wär ich gestorben! O wär ich ein Kind!
O wär ich nicht wissend geworden!
O könnt ich vergessen! O wär ich blind!
O könnte die Sehnsucht morden!

So dachte ich erst, raunte es peinvoll vor mich hin und fand mich wieder, als ich, Wunsch auf Wunsch häufend, immer quälender nach Worten und Steigerung rang.

Und im letzten Tagesscheine, als der Horizont dalag scharf wie ein eherner Wall, daß man sah, wie sich dahinter die Wasser absenken mußten zum Lande der Glückseligen, da schrieb ich, ausblickend vom Strande:

Dort wandelt sie still und halbverzagt
In der Abendfeuchte allein.
„Wohl hör ich, was meine Seele sagt:
Er muß bald bei mir sein.

Gott weiß es, was ihn ferne hält,
Ich weiß, daß er mich liebt,
Und niemand weiß in aller Welt,
Was er nimmt von mir und gibt."

Nun schaut sie noch um, und ich seh ihren Blick,
Wie ein Schaum ist ihr Gewand,
Da flutet es über die Klippe zurück,
Der Sonnenglanz verschwand. —

Ich war danach drei oder vier Tage in Castellammare. Dort erheben sich die Berge steil aus babylonisch übereinander getürmten Weingärten, und die Wege schlängeln sich unübertretbar zwischen hohen Mauern empor. Niemand weiß, wer um die nächste Ecke biegen, an der nächsten Wegteilung hervortreten wird. Aber ich wußte, das Schicksal würde diese kümmerliche Wahrscheinlichkeit nicht benutzen, sie mir in die Arme zu führen. Und so stieg ich still höher und höher. Dunkle immergrüne Eichen säumten am Hange meinen Weg, strotzender Efeu rankte sich um die Stämme und Steine, und durch schwebendes, sprossendes Buchengrün glitt der Blick tiefe Schluchten entlang ins blaue Meer. Es war ein alter bourbonischer Park, und ich saß auf einer sonnigen Steinbank. Ein Mauleselführer ritt mit melancholischem Gesange drüben am Berge her, tauchte auf, verschwand, tauchte auf, verschwand. Ein Weib schritt mit einem hohen Laubbündel auf dem Kopfe wuchtig an mir vorbei zu Tale.

Zu Tale. Warum nicht zu Tale? — Ob sie jetzt unten wäre?

Ich sah zum Vesuv hinüber, dem schweigend ein ungeheures, düsteres Wolkengekröse entglitt.

Ob sie jetzt auf dem blauen Meere fuhr?

Nein, das konnte niemand, niemand wissen! Nichts sprach hier oben die heilige Natur. Nein, hier war sie

weich umfangend, hier war sie mütterlich, gekannt wie nichts und doch ihr Letztes jedem Kinde ungekannt.

So wanderte ich drei Tage einsam umher. Ich wurde unwirsch gegen die Mitgäste an der Hoteltafel, die es gewiß nicht verdienten, ich begann zu zweifeln und glaubte mich betrogen. Es kam mir zum Bewußtsein, welches frevle Spiel ich trieb und daß ich keinem zu meinem Troste sagen konnte, was mich hielt und was mich jagte, ohne für eitel und einen Narren gehalten zu werden.

Aber eins hatte ich ja noch: Ravello! Ravello, dessen Name mir deutlicher und deutlicher emporklang.

Ich reiste nach Ravello. Und als ich in meinem kümmerlichen Kütschlein die Landstraße hoch über dem Meere entlang fuhr, da sang ich mit schwermütigem Klange aufs morgenklare, sonnige Meer hinaus, was ich von Liedern wußte, und war in tiefster Seele voll glücklicher, unerschöpflicher Ruhe der goldnen Einsamkeit. Dann klomm ich hembärmelig Hunderte von Stufen empor, als ginge es in eine andere Welt und als stöben mit den rechts und links hundertfach davonschießenden Lazerten alle Sorgen, alles Grübeln, alle Gedanken von mir ab und sprühten als ein Staubbach in die Tiefe. Und wie ein Regenbogen schimmerte noch darin die träumerische Freude an der sarazenisch-wundersamen Vergangenheit dieses Paradieses, aber über mir glänzten

ihre lebenblühenden Augen aus dem gewaltigen Sonnenlichte ringsumher.

Ich fand sie, die Gesuchte. Sie war nicht überrascht. Sie hatte mir in Rom den Tag ihrer Ankunft gesagt.

Am nächsten Mittage führte sie mich in einen alten maurischen Palast. An einem verwitterten Turme öffnete sich ein hohes Gittertor, und ich stand wie gebannt. Konnte ich hier sein? War dies der Leib, den ich immer trug? Durfte mich meine arme Phantasie in solche Gärten der ewigen, zeitvergessenen Freude tragen? Zarte Säulchen unter mächtig geschwungenen Alhambrabögen, verschlungene Winkel und Wände, dämmerige Höfe und Hallen zwischen dunkel erglänzendem Efeu, plötzlich ein Stückchen leuchtender Himmel hoch oben und wieder düstres Gewölbe, dann ein süßer Duft von Goldlack und Levkojen unter mächtigen südlichen Tannen, üppigen Palmen, und dann unendliche Helle: die strahlende Bläue des Meeres bis an die Grenzen von Himmel und Erde.

Ich blickte zu ihr hinüber. Sie saß auf einem alten Sarkophage, daraus kristallklare Wasser hervorglänzten, rote Goldfischchen darin. Sie schaute auf mich, als träumte sie aus weiter, weiter Ferne nur von aller Wirklichkeit.

Und ich flüsterte mit schwimmenden Augen:

„Wie schön! Wie schön! Wie übermenschlich schön!“

Sie nickte und zitterte leise.

Ich saß zu ihr und begann sanft und süß zu erzählen —. Aber ich erzählte ihr, daß ich ein Tyrann wäre, daß ich alle Menschen peinigen müßte und daß ich zuweilen lieben könnte, brennender als sie alle. Ich rief wie ein bösguter Zauberer mit lockender Schalmei zusammen, was nur von Geistern in mir wohnte, ich hörte den Wohllaut meiner Rede und fühlte noch, umfangen von dem Märchenhauch in der Mittagsstille, wie meine Worte sich harmonisch weiterspannen und ich mich glückbeschwingt zum echtesten Einklang hob mit ihnen allen: O Rezia, Königin, nun weiß ich alles! Dies ist Dein Reich und mich, den mißgestalten Zwerg mußt Du erlösen! So mag sich alles Schwere nun vollenden, der Sieg ist mein bis in den Tod! —

Sie saß unbeweglich auf dem Brunnenrande, sie blickte auf mich, erwachend, sie staunte, daß es solches Leben ausgesprochen gab, begeistert, stolz und wieder sinkend. Sie kannte wohl mein Ziel und war nun glücklich, daß ichs zu erkämpfen wußte.

Wir sprangen auf, und ich küßte sie auf die Lippen, sie umschlang mich hochaufgereckt mit stöhnendem Schluchzen und stammelte meinen Namen, ich war einen Augenblick von Sinnen, wie ich die Zartheit ihres Körpers, das Schlagen ihres Herzens fühlte. Dann sanken wir auf den Brunnenrand zurück und ich hörte

im Hämmern des Ohres den Schritt meines davonjagenden Lebens. —

Es war ein Taumel; Taumel, der mich so emporschleuderte, Taumel, der sie in meine Arme stürzte, Taumel der atemraubende Triumph über den weißen Nacken demütiger, süßbittender Schönheit.

Wessen Kraft hätte hingereicht, das Begehren dieses stolzen Sinnes auf immer zu stillen, der ganz auf Sieg seiner Schönheit und Gaben gestellt war, der sich königlich umringen wollte mit Tanz und Spiel, mit feinem und leichtem Formenglanz und frei immer gespendeter Huldigung?

Von alledem hatte ich nichts, und ich fühlte, wie ich versank, rettungslos versank, gar bald. Mit zu gewaltigen Forderungen traten wir ja beide an jede einzelne jener sonnigen Stunden heran: erwarteten wir nicht von jeder Minute, daß sie von neuem das Vollgefühl des göttlichen Genügens über uns hauchte und war nicht das Ruhen dieses Hauches schon Mißklang in unsern Harfen?

Am dritten Tage wurde diese Angst des Niederschwebens durch den ersten Schmerz unterbrochen.

Wir saßen früh auf unserer blütenumschlungenen weißen Terrasse, und aus der mächtigen Tiefe blitzte blau das Meer durch den Morgendampf empor. Ihre Mutter war mit uns, die mich mit herzlicher Güte auf=

genommen hatte, eine Frau von unvergeßlicher Schön-
heit, mit schneeigem Haare, und jene Güte stand ihr
auf der Stirn geschrieben. Nun sprach sie freundlich
von meinem Berufe, sprach auch mütterlich erziehend zu
ihrer Tochter. Aber die schien ihre Worte geflissentlich
zu mißachten — wars Stolz oder eine Eifersucht? —
lehnte sich biegsam in ihrem Liegestuhl zurück, lächelte
auch wohl spöttisch, wie im Einverständnis, zu mir her-
über. Ich aber war nicht im Einverständnis mit ihr,
ich fühlte, wie meine Seele zusammenstand mit einer
fremden Seele gegen meines Weibes Seele, und das
quälte mich grausam.

Ich sprach zu ihr, ehe ich noch die passende Ge-
legenheit abgewartet hatte, von ihrem Unrecht, diplo-
matisch, wie ich glaubte, und allgemein zuerst, dann per-
sönlicher und aburteilender, als ich sie nicht genugsam
getroffen und erniedrigt sah. Alles sollte sie kosten und
klein sein vor mir. Ich Tor! Als Weib hatte sie
längst auch das Allgemeine auf sich bezogen, war ver-
giftet und verbarg es. Ich aber war zornig auf mich
selbst und wußte, daß ich diesen Keil weitertreiben würde,
aus unwiderstehlichem Naturzwang und — weil ganz
unten, schon vom ersten Tage an, meine Seele auf
der Lauer lag, heimlich, nach jenem Unglück, das sie
vorausgeahnt. Und ich trieb den Keil weiter, langsam,
täglich.

Gewiß, sie mußte dieses Reden hassen, dieses mühselige Einordnen aller und jeder Dinge unter höhere Gesichtspunkte, dies allzu liebevolle Betrachten, Grübeln, Stechen, mußte ja fühlen, wie es ihre Freiheit umstrickte: Wo blieb der lodernd stürmische Schwung jenes einzigen Tages?

Ja, ich versank, und je gewaltsamer ich mich aufraffen wollte, um so verlogener waren meine Worte, um so erbarmungsloser durchschaute sie mich, nachdem sie ihren Irrtum erkannt.

Sie hat mich nicht geliebt, und als ich all meines Herzens Dichten und Trachten vor ihr enthüllt hatte, da war ihr Interesse dahin, ich aber erhielt meine Worte nicht zurück.

Der Blitz, den meine Seele fürchtete und den sie herbeirief, ach, den sie vielleicht auch im Glücke ertrotzt hätte, er fuhr an einem glühend heißen Morgen von einem stählernen Himmel hernieder.

Ich wußte, daß in eine der uralten Normannenkirchen die Sonne nicht dränge bis über Mittag hinaus und daß man aus träumerischer Kühle ins Dunkelblau da oben schaute, das, erbarmungslos alles Wachstum zu den letzten Kräften spornend, draußen über den zitternden Lüften hing. Sie war gelangweilt; nachlässig ging sie mit mir, und ich ließ sie mit all meiner Höflichkeit durch die schweren Türdecken in den dämmerhellen Raum schlüpfen.

Düster schien er gegen das Licht draußen, und in dem Düster lag die Stille und ein Duft von Moder und Weihrauch, der das Herz beengte. Flüsternd wies ich auf das Glitzern der Steinchen, die hie und da aus den alten Mosaiken hervorleuchteten. Der Geist plagte und jagte mich, ein paar erklärende Worte zu sagen. Sie wandte sich spöttisch ab, und ich war tief verletzt. Mir war, als wäre dies zu dieser Stunde mein eigenstes Haus und ich dürfte solchen Spott nicht dulden. Und ich lehnte mich an eines der schlanken Säulchen, die die Kanzel trugen, schaute mit schweren Gedanken auf sie. Gleichmütig schlendernd betrachtete sie die Bildwerke an den Wänden, die ehrwürdig stillen Sarkophage. Da sah sie mich, wie ein Ekel schien es sie zu packen, und sie rief mit unsinnigem Hohn:

„Was stiert er?“

„Herzloses Weib! Ich bin zu gut für Dich!“ schrie es mit kraftvoller Stimme aus mir, und so unmittelbar, als wärs der Wehelaut auf einen schweren, ungerechten Schlag.

Einen unendlich kurzen Augenblick noch blitzte es empor von zahllosen, zischend sich kreuzenden feurigen Gedanken: Nein! Nein! Nein! Stolz ist sie! Gut ist sie! Schön ist sie! Groß! Ich kann sie noch retten durch eben diese stürmende Gewalt! Ich rette sie! — Dann sprühten alle die nachterhellenden Raketen zer-

stäubend zu Tal: endloser, leidvoller Kampf würde es sein, Lug, Trug, Unglück.

Ich sah sie erblichen, schwankend, wie durch einen Schleier. Noch schien das Gewölbe von dem Klange zu grollen.

Da umschlang ich die Säule und verbarg mein Gesicht. Die Türe fiel ins Schloß, es wurde still, und unaufhaltsam stürzten meine Tränen.

Nigidius Selzer

Nach des gebenedeieten Jungfrauensohnes Geburt im vierzehnhundertundachtundsiebenzigsten Jahre gefiel es dem allmächtigen Gotte, daß ein greulich Sterben unter die Menschen käme, und blieben in derselben Zeit in meinem Dörflein Ronhausen, am Lahnflusse gelegen, bei drei Vierteilen aller Leute tot und verdarben als die Mucken. Am Mittwochen nach Johannes Baptista starb auch mein Vater Dietrich Selzer und mein klein Schwesterlein Katharina. Als ich dieselbigen mit meinen Händen zur Erden bestattet hatte, ward ich übermäßig traurig, denn ich gedachte, daß ich allein wäre und daß mein Vater — ich habe aber meine Mutter nie gekannt — mich ernähret hätte, als ich noch ein Kind war, ob wir gleich oftmals nichts haben mochten zu beißen und er mich hart hielt und unterweilen übel schlug. Solche Gedanken bewegend erhob ich meine Augen und sahe auf einem Stein am Wege sitzen und weinen Anna Seiboldtin, Hansen Seiboldten Tochter, den sie gestern eingescharret hatten mit seinem Eheweibe und Kindern; und sie war allein übrig blieben. Ich ging hinzu, sprach, wir wollten auf Marburg, eine

Unterkunft zu finden bei meiner Mutter Bruder Jorg Pfleiderer, Töpfer, den ich wohl kennte; denn wir hätten daheim gewißlich nicht mehr Eigentums, als in der Hand wäre zu tragen. Sie wars zufrieden, und wir zogen gen Cappel, von wo man die Stadt siehet liegen am Berge. Daselbst war ein groß Gedränge und Haufe von Wagen und Menschen mit allerlei Habe, die fliehen wollten vor dem fürchterlichen Zorn Gottes, der sie mit der Seuche schlug. Zwischen solcher Unordnung und Geschrei der Weiber und Kinder stand ein Priester auf einem Tische, ein breiter, grober Mann, der wollte alles Volk trösten mit großem Schreien und mahnete ihnen ab, daß sie nicht auf Marburg zögen, denn daselbst täte die Pest grausamer hausen als nirgend sonst. Es waren aber lügenhaftige Worte, denn die Kogelherren von Marburg hatten ihn gesandt und fürchteten, das Volk trage die Seuche herein. So war auch der Weg auf künstliche Weise und daß man es doch nicht leichtlich erkennen mochte, versperrt durch allerlei Gefährte. Gingen also um das Dorf herum am Berge und, indem die Finsternis hereinbrach, kamen wir vor Marburg ans Lahntor. Ich sprach, wir wollten zu Jorg Pfleiderer, Töpfer, aber die Wachtposten ließen uns nicht ein, lachten und sprachen: „Der ist an der Pest verrecket", welches eine teuflische und gottverdammte Lüge war, denn die Pest war zu der Zeit nicht in Marburg. So machten

wir uns abermal auf und zogen mit großer Mühsal durch viele Sümpfe, Gestrüpp und Gestein um die Stadt herum auf Wehrda, ein Obdach zu erlangen, höreten wohl, wie die Deutschherren in ihrem Palaste fröhlich waren, schrieen und tobten. Danach ging der Mond auf, daß wir mochten das Dörflein liegen sehen, aber der Lahnfluß lag dazwischen und konnten nit hinein. Doch Gott zeigte uns eine ausgewaschene Höhlung des Ufers, da wollten wir zur Nacht herbergen. Wir hatten noch einen Laib Brots und wenige Käse, und ich war in vielen Gedanken, wohin wir gehen sollten mit Gottes Gnade.

Des anderen Tages in der Frühe kamen wir in Wehrda hinein, und tat mich daselbst Herr Petrus Burräus mit der Anna ehelich zusammen. Denn sie gefiel mir überaus wohl, war jung, ehrbar, freundlich, stark und unverzagt, dazu lieblich von Ansehen und von wenigen Worten. Derselbige Herr Petrus Burräus riet uns, daß wir auf Wetter zögen, zwei Meilen gen Norden, ob wir dort eine Handreichung täten, unseres Leibes Notdurft zu haben. Diesen Tag aber werkten wir in seinen Diensten, daß er uns ein Nachtlager gab und drei Pfenning des anderen Morgens. So zogen wir von dannen, und es ward ein sehr heißer Tag, und da wir im Walde ruheten, kamen zwei Reisige, wollten Geld. Ich sahe wohl, daß es Kurmainzische von Amöneburg wären, die unser Land feindlich durchstreiften, sagte,

wir hätten nichts. Und da wir aufgesprungen waren, so reißt der eine mein Weib aufs Pferd, daß sie laut schreit, als in schwerer Not, will mit ihr davon. Indes haut mich der ander übern Kopf, daß ein Stück des Ohrläppleins davongeht und das Eisen in die linke Schulter fährt. Wider den zweiten Streich aber hielt ich inzeiten meinen langen Stecken über mich, der zerspellt, so spring ich und stoß dem Wüterich das splitterricht End vors Maul, daß das Blut danachspritzt und ihm die Augen verblendt sind. Da war sein Gaul ohne Zügel, und rennt das unvernünftig Tier dem andern nach. Ich aber, in großer Herzensangst, lauf auch nach, zu sehen, was meinem lieben Weib geschicht. Da waren sie schon vor dem Walde, und der Reiter mußte sie auf dem Gaul halten mit beiden Armen. Doch Gott wollte, daß sie ihm sein Schwert von der Seiten riß, stößt ihms in Bauch, daß er tot im Sattel bleibt, und springt zu Boden. Wie ich nun schier unmächtig war, beides von Angst und Not und vielem verlorenem Blute, sehe ich doch, wie die Anna dem andern Mainzischen, als er nahe herbeikommen und doch nicht recht sehen mocht, mit dem Schwert übers Bein schlägt, daß er davonfährt, brüllend als der übele Teufel. Danach kommt sie zurück mit dem blutigen Gewaffen und spricht: „Gelobt sei Gott!“ Und sie wusch meine Wunde im Walde, verband mir Haupt und Schulter von ihrem

Hemdlein und zogen wir gar müd und laß auf Wetter. Daselbst fanden wir ein gut Quartier um der Mainzischen willen, denn sie raubten hin und her durch das hessische Land.

Desselbigen Orts wollten sie zu der Zeit an ihre Kirche einen hohen und schönen Turm bauen. Tat ich manches schwere Werk dazu, fuhr und schleppte Steine, Kalk und wie ein jegliches vonnöten war, und gewann doch kaum des Leibes Aufenthaltung und Kleidung für mich und mein Weib. Um die Winterszeit aber, da man des Bauens ein End machen mußt, ward die Not und Hunger so groß, daß nit zu sagen ist. Geschah auch viel Unordnung und Auflauf des Volkes, das zu dem Bauwerke herbeigerufen war und wußte nicht, wie es sich erretten sollte, und die sie herbeigerufen hatten gaben ihnen nichts denn schimmlicht hart Brot. Und ward mein Weib Anna von großer Kälte, Not und Elend siech, lag im Spital canonicarum regularium, d. i. der Nonnen des Stifts.

Ach Gott im Himmel, du großer und strenger Gott, du wolltest, daß sie dahinstürbe. So geschehen am Fastensonntag um die Nonzeit im Jahre MCCCCLXXIX.

Da schrie ich in Schmerz und großem Zorn, nahm einen Schemel und stieß ihn so hart zu Boden, daß alle Wände zumal erzitterten und sank unmächtig und entseelt um. Danach, als mein Geist zurückkehrte, sagten

etliche, wir wollten die Anna zur Erden bestatten. Ich sprach: „Nein.“ Sie fragten des folgenden Tages abermal, und da in derselbigen Nacht ein uralt Nönnlein erstorben war, weiß nit, wie sie hieß, das wollten sie auf dem Christenberge bestatten, so bat ich um die Gnade, daß sie mit ihr auch wollten mein totes Weib bestatten. Solches sagten sie zu. Es liegt aber der Christenberg mehr als eine Meile Weges gen Osten von Wetter, mitten im Wald, und ich hatte oftmals Steine von dem Berge herzugefahren. Item ich gedachte, daselbst möchte die Anna ferne liegen von den Menschen, die sie schier hatten verhungern lassen. Des andern Morgens, als es noch finster war, geschahe dieser Zug, und ich hatte das bloß Schwert umgebunden, das mein arm tot Weiblein mit Blute erworben, schritt als wie ein Unsinniger hinter dem Totenwäglein einher. Die Tage aber war ein tiefer neuer Schnee gefallen, und wurde der Weg gar beschwerlich. Und da sie oben das alte Weib und das junge Weib hineinlegten und sangen, und der Constantinus Thurgäuer von dem Kirchlein her über den Gottesacker predigte und schrie — denn es hat das Kirchlein eine schöne Kanzel außerhalb — so däuchten es mich eitel müßig leere Wort und Gäukelspiel zu sein, sprang auf und rannte in Wald.

O Gott, du hast mich grausam hart gestraft um die Verachtung deines heiligen Worts! Denn der Satan

packte mich alsbald, daß ich tobte und darnach wiederum schier zerfloß in Tränen und darnach wiederum schrie. Die Sonne war fast hinab, ehe ich aus dem Walde trat, weiß nit, wo ich bin gelaufen und umgeirret. Da sah ich die Amöneburg liegen vor meinen Augen, und gab mir der Teufel ein, daß ich hinliefe zu den Mainzischen und spräche: „Hier bin ich, ich habe einen der Eurigen helfen vom Leben zum Tode bringen.“ Solches gedacht, lief ich fürbaß bis an des Berges Fuß. Da sah ich ein klein halbverdeckt Feuer zwischen dem Schnee und einen Haufen Menschen herum, und als ich vorüber wollt, erblickten sie mich, riefen: „Halloh! Wohin?“ Ich sprach: „Weiß nit! Zu den Mainzischen!“ So riefen sie wiederum: „Die sind zumal besoffen als das Viehe, du kannst nit hinein.“ Ich blieb stehen, sahe, daß es Scholaren wären, ihrer neun, hatten zwei Gänslein am Spieß, die brieten sie. Da sprach ich: „Gebt mir zu essen, oder ich bin des Todes.“ Sie gaben mir ein Schnittlein Brotes, und als ich gegessen hatte, fragte ich, wer sie wären. Sie sprachen: „Lieber, sage, woher du kommst.“ Ich sprach: „Von Wetter.“ Da sprachen sie: „So sind wir fahrend Schüler, sind auch zu Wetter gewesen, hast du nit von der Schule zu Wetter hören sagen? Wir fahren auf Augsburg in Schwaben, wilt du mit uns, so sei unser Patron.“ Ich sagte es zu, sahe wohl, daß ich älter wäre als sie und stärker und

hatte ein großes Schwert. Item folgenden Tages zogen wir auf Schweinsberg und weiter auf Fulda. Die Zeit haben wir viel Hunger gelitten und Kälte. Sechs von den Schülern, die sie Schützen nannten und die Kleinsten waren, mußten betteln. Das gaben sie den andern, aber ich bekam nit viel, und man gab uns nit oft Nachtherberge aus Barmherzigkeit oder um wenige Pfenning. Diese Schüler, wiewohl sie wild waren und wüste Gesellen, sprachen sie doch unterweilen von dem Donato und redeten von Büchern der alten Heiden, die aus Welschland in Schwaben wären kommen, die wollten sie studieren, daraus Weltweisheit zu erlernen und machten viel Wesens von ihrer innewohnenden Kraft. Da gedachte ich, ob ich nicht möchte Trost in ihnen finden, und hing demselbigen Gedanken nach in meinem Herzen, war aber ein falscher Gedanke. So will ich nit viel sagen von den Abenteuern, die wir mußten erdulden bis wir zu Würzburg ankamen. Zweimal haben wir uns mannlich wider Strauchdiebe und ander Gesindlein gewehret, insonders unsern Hammelburg. Oft hatten wir nit zu essen, so wurden die Schützen jämmerlich geschlagen von den andern. Zu Gemünden fraß ich Gras aus Hunger.

Als wir nun aus Würzburg zogen auf Ochsenfurt, hatte ich wiederum vielerlei Gedanken, sinnierete, ob ich nit wollte ein Mönch werden, Friedens zu genießen.

Hätt auch selbst gern ergründet, was in den Schriften wäre. So waren mir doch die Schüler widerwärtig, denn es war in ihnen viel Hoffart und Prunk der Rede, hielten zusammen wider mich und gaben mir wenig zu essen. Indes tritt uns auf der Landstraß ein fränkischer Ritter entgegen, ein stolzer Herr mit vier Knechten, fragt: „Wohinaus?" Sprechen wir: „Auf Augsburg, sind Schüler." Da blickte er mich an, sprechend: „Wolltest du nicht mein Knecht sein?" Ich antwortete, daß ich es nit wollte, und da sie sich zuplinzten, mich zu fahen, sprang ich in Main. Sie warfen mit Steinen, trafen nit, da kam ich hinüber, aber ich verlor meines Weibes Anna Schwert. In der Stunde ward ich gewiß in meinem Herzen, daß ich wollte ein Mönch werden, und zog auf Rothenburg fürbaß trauriges Muts.

Und sinds heuer nahent an die fünfzig Jahr, daß ich meine Profeß getan hab und bin ein Mönch Barfüßerordens zu Rothenburg. Hab zuerst oft gedacht, ich könnts nit ertragen, aber da war ein gar frommer, demütiger, seliger, gottgefälliger Bruder, Geraldus geheißen, der hat mich getröstet in häufiger großer Anfechtung beides des Zorns und Verzweiflung, auch anderer großer Sünden. Derselbe hat mit mir das Hauswesen geführt, denn ich war untäuglich zu betteln nach meinem Wesen. Item da ichs heftig an ihn begehrete, hat er

mich unterwiesen in der Kunst Schreibens und Bücher-lesens. Mit viel Müh erlernte ich dieselbe Kunst, zählte schon vierundzwanzig Jahr meines Lebens auf Erden. Hab seither auch manch heilig, nützlich, wohlgelehrt Büchlein abgeschrieben in der Nacht, bis mir die Augen vergingen, auch die Lügenmärlein, die hin und her umgehen im Lande, von denen sie sagen, es sind eitel unnütz Lügen, sehen nicht, wie wunderlich der allmächtige Gott seinen Willen und Macht darin anzeigt menschlichem Geschlecht, und sind besser denn die unfrommen heidnischen Bücher der Alten, deren ich doch keines gesehen hab. Ich schrieb auch oft, Gott zu ehren, wenn mirs der Heilig Geist eingab, ein nützlich und lieblich Sprüchlein dazwischen, daß ich wähnte, ich könnte bestehen vor Gott mit meiner Weisheit und Wandel, daß ich gewönne das ewige Himmelreich &c. Aber du, o Gott, hast mich gestürzet von meinem Stuhl, o Gott! Willst du nun, so höre gnädiglich diese meine wahrhaftigen Worte, daß ich in Frieden möge hinfahren. Du weißt, Herr, Herr, daß kein Falsch in ihnen ist, sondern die lautere Wahrheit allenthalben.

Anno MD danach im XVIII. Jahre geschah zu Rothenburg eine Zusammenrottung wider die Juden, wollten geraubt und gebrannt haben. Die Juden aber machten sich mit eines Ehrbaren Rats Urlaub davon auf Crailsheim und andere Orte. Und als der räuberische,

mörderische Rottengeist übermächtig ward, brach er aus, daß das Volk sich wider die Synagoge wälzte, sie zu verbrennen mit Feuer. Das gefiel aber meinem Bruder Geraldo gar übel, sprach: „Sie sollen Stein auf Stein bleiben lassen und den unreinen Bau reinigen zu einer Kapelle der reinen Mutter Gottes." Und er raffte sich auf, wie ein Knabe ging er dahin in seines großen Alters Gebrechlichkeit, und ich ging mit ihm. Indem er nun hinzutritt zu dem Haufen, haben sie in einem Winkel den Juden Ephraim gefunden, einen gar geraden, starken Jüngling, trägt eine gewaltig große Axt, seine Ahne damit zu schützen, die bei ihm war, und war wohl C Jahr alt. Und da sie ihn schlahen wollen, springt Geraldus hinzu, der Meinung, ihm das Kreuz vorzuhalten, daß er seinen falschen Unglauben abschwöre. Der Ephraim strecket ihn als den ersten mit einem Streiche nieder, daß kein Leben mehr in ihm war. Ich wollte ihn hervorziehen unter den Füßen des Haufens, der sich da mit schrecklichem Wüten auf den Ephraim machte, da ward mein schwacher Leib hinabgetreten und hätte das Leben verloren, wo nicht der Deutschherren einige wären dazugekommen, dazwischengesprungen, sie verjagt, den mörderischen Juden und das Weib ergriffen. Sie sprachen, wie der alt fromm Geraldus: „Dies soll eine Kirche der allerheiligsten Jungfrau sein."

Denselbigen Tag, da ich wieder zu mir selbst erwacht war, lästerte ich Gott und sprach: „Warum lässest du solches zu? Darum, daß du willst, daß ich des Teufels sei!“ Und ich war wiederum viele Wochen in großer Verzweiflung, gedachte nicht, daß mein Bruder Geraldus erlöset sei aus Gnade Gottes. Hab nach der Zeit irgend ein Buch weder geschrieben noch gelesen, auch der Wittembergischen nicht, die danach bei tausenden ins Land kamen, denn ich war zweifelhaftig in meinem Herzen, ob auch möchte einiges Gute kommen von den Menschen. Solches Wesen trieb ich lange Zeit, hielt mich inne, fehlt nit viel, hätt ich kein Wörtlein gesprochen. Denn die Brüder verliefen sich vielfach, vergaßen der Zucht, nahmen Weiber nach Weise der Lutherischen rc.

Da das 1524. Jahr schier war zu End gangen und ich sehr viel gebetet hatte, kam ein Geist in mich, daß ich wähnete, müßte sterben. So gedachte ich, ich will sterben auf dem Christenberge, machte mich auf und ging durchs Tor gen Dettwang. Aber meine Glieder waren schwer vom Alter und großer Kasteiung, sank auf einen Steinhaufen, weinte sehr, daß mir Gott immer noch nicht wollte gnädig sein. Hernach ging ich doch bis Dettwang hinein, da mocht ich nit weiterkommen. Indem ich nun die Augen aufhob, da stand ein grober Reisewagen vor dem Lammwirtshaus, und da ich eintrat, war im Zimmer ein kleiner, schwarzer Mann mit

seinem Weibe, die war sehr schwanger, und einem unmündigen Kindlein. Derselbe Mann fragte mich, wer ich wohl wäre? So antwortete ich und sprach: „Bruder Nigidius, Mönch Barfüßerordens, von Rothenburg.“ Item ob ich den Valentinum Ickelsamern, Schulmeistern, kennete? Sprach ich wiederum: „Ich kenne ihn nicht, doch sagen sie, er sei der Neuen einer, ein gelehrter Mann. Er hat in unserem Refektorio geprediget, ich habe es nicht gehört.“ Und da ich fragte, rief er: „Ich bins, Andreas von Carolstadt, Prediger, unverhört und unüberwunden vertrieben mit Weib und Kind durch Martinum Lutherum, Bapst zu Wittemberg!“ Darnach kam ich mit diesem Manne in seltsame, schwere Gespräche vom Glauben, von Gnade Gottes ꝛc. Und ich fuhr mit ihnen denselben Abend zurück auf Rothenburg.

Die Nacht betrachtete ich seine Worte in meinem Herzen, und sie däuchten mich sehr gut zu sein, verwunderte mich sehr, wie man solchen wohlgelehrten Herrn und Prediger mochte verjagen. So hatte er auch viel von Gewalt und Tyranney der Wittembergischen gesprochen, daß ich aus seinen Worten schier einen Haß gewann gegen dieselben. Und ich sprach seit dem Tage noch öfter mit Andrea und fand Trost in seinen Worten. Denn wir waren unterweilen beieinander, und mit uns Herr Ehrnhardt Kumpf, Burgemeister, Herr Johannes

Teuschleyn, theologiae sacrae doctor, Herr Kaspar Christan, Comthur der Deutschherren zu Rothenburg, Herr Valentinus Ickelsamer, Schulmeister, Kunz Kern, Buchdrucker, berieten heimlich, wie dem Dinge zu helfen sei. Denn Herr Casimir, Markgraf von Brandenburg, hatte zu Ansbach und Crailsheim seinen Amtleuten ernstlich geboten, den Carolstadt weder zu hausen noch zu herbergen noch im Fürstentume zu geduldem, sondern ihn, wo er begriffen würde, gefänglich anzunehmen und zu verwahren. Aus solcher Ursache hatte auch ein Ehrbarer Rat zu Rothenburg ein dergleichen Ediktum ausgehen lassen mit vielen Worten von des Carolstadts irriger, ketzerischer und verführerischer Lehr, Schriften und Bücher, den Leib und Blut Jesu Christi, unseres Seligmachers, und andere mehr Artikul unseres heiligen christlichen Glaubens belangend. Ließen dasselbige Ediktum am Rathaus anschlagen den 27. Januarii dieses jetzt vorhandenen 1525. Jahres.

In der Stunde, da die Genossen mir solches kundtaten, stand ich auf unter ihnen in großem Zorn und rief: „Fürchte dich nicht, Andrea! Gott will nicht solche große Tyranney der Lutherischen!“ Und dieselbige Nacht ging ich hin, das Ediktum herabzureißen und in Kot zu treten, nahm auch ein breit Messer zu mir, meinen Leib zu beschirmen, welches mir doch eine große Sünde war als einem Mönch. Da ich nun unterm Rathaus

stand und die Wachknechte zumal schliefen, sandte mir Gott einen Engel in der finsteren Nacht, der sprach: „Rigidi, was beginnest du?“ Ich aber sprach: „Hebe dich, Satan, denn du bist es, ich kenne dich wohl!“ und riß das Blatt herab mit Freuden und dankte Gott.

Ach Herr, Herr, gewähre mir diese einige Gnade auf Erden, daß ich mein Werk zu Ende bringe, so will ich gerne sterben!

Es weiß aber alle Welt den großen Greuel so hernach geschehen, und stinken alle Lande von dem Blute, das da vergossen ward mit Haufen. Denn da ich wähnte den Carolstadt zu retten, hatte ich den Teufel, und war mir unbewußt. Wußt auch nit, daß meine Genossen vielfach untereinander waren ohne mich und trieben ein unordentlich Wesen, verführten auch das Volk mit allerlei gedruckten Schriften ꝛc. Als nun, wie allen wissend ist, die Bauern sich rotteten um den Märzen und die Gewalt bekamen über einen Ehrbaren Rat der Stadt, daß er nichts durfte wider sie sprechen, nahm der Kumpf Carolstadten bei der Hand, führte ihn vors Rathaus, hieß ihn warten. So ging er hinein und zeigte einem Ehrbaren Rat an, es sei draußen ein Mann vorhanden, den er zum Frieden gar dienlich und förderlich achte. Sie sprachen: „Wer ist derselbe?“ Er sprach: „Carolstadt“. Da verwunderten sich die Herren sehr,

weil sie ihm die Stadt verboten hätten. Der Kumpf aber sprach: „Nein, er ist niemalen aus der Stadt kommen, sondern durch mich und andere christliche Brüder heimlich enthalten worden. Und will ich solches nicht leugnen, wäre es auch vor dem Kaiser und stünde der Henker hinter ihm, daß ich an ihm, als an einem armen, elenden, verjagten Menschen das Werk der Barmherzigkeit geübet um Gotteswillen!“ und noch viele Worte, die zu lang sind. Da mußte ein Ehrbarer Rat zufrieden sein, und erhielten Carolstadt und die Seinen Freiheit, zu predigen überall. So predigte auch ich nach meinem Verstande den Armen und Unterdrückten, gedachte sie zu trösten und zu vermahnen. Aber des Carolstadts Worte wurden greulicher und unverschämter von Tage zu Tage, als eines Poltergeistes und haderischen Schwärmers. Insonders wider das hochwürdig Sakrament predigte er ganz schändlich und schmählich, daß ich mich entsetzte, vermeinte, es wäre der Antichrist. Denn alsbald lief das Volk umher mit Wüten und zerwarf viele Bilder der Heiligen, köpften auch auf dem Kirchhofe zu der reinen Maria den Herrgott am Kreuze und schlugen ihm die Arme ab, und es entstand eine große Verachtung des allerheiligsten Sakramentes mit Heulen und Schreien, daß nit auszusagen ist. Und die Bauern zogen bei vielen Tausenden im Lande umher, brüsteten sich, sie wären die Richter Gottes wider der Vornehmen und

Reichen große Laster, raseten mit Sengen und Brennen der Dörfer und Städte, Rauben und Morden der Männer, Weiber und Kindlein, allerlei Unzucht und großer Gottlosigkeit. Da ich nun in herzlichen Sorgen und mit Ernst den Carolstadt fragte um solches Wesens willen, da lachte der Gleißner und sprach: „Du alter Narr, es gehet nun so mit hin!“ und ließ mich stehen. Da wußte ich gewißlich, daß es der Antichrist wäre und hatte gelogen von dem Luther. Und ich lief davon, lag in meinem Kämmerlein am Boden viele Tage, weiß nit, was ich gedachte. Item erfuhr ich von der übrigen Zeit Läuften erst durch Herrn Valentinum Ickelsamern, daß der Bauern Haufen wären zernichtet und zerschlagen mit grausamem Blutvergießen, ein Ehrbarer Rat wär wiederum am Regiment, wollte ein peinlich schwer Gericht halten wider die Sektierer und Schwärmer, so wollten wir zumal fliehen, denn der Carolstadt wär bereits davon mit Hinterlassung seines Weibes und Kinder. Ich sprach, ich wollte nit fliehen, und blieb daheim, bin schier der letzte Mönch meines Klosters.

Solches habe ich, Bruder Rigidius Selzer, geschrieben nach der wahrhaftigen Wahrheit, des sei mir du, o Gott, meine Gezeuge, nicht, mich zu rechtfertigen, sondern daß ein jeder wisse, wie es mit mir geschehen. Ich weiß, daß morgen werden die Häscher kommen, und daß ich werde vom Leben zum Tode gebracht werden, wie die

anderen, um meiner vielfältigen großen Sünden willen, aber ich getraue, daß mir Gott gebe das ewige Himmelreich, wie er es meinem armen Weibe Anna gewißlich geben hat, aus Gnade. Amen. Am Tage Petri und Pauli, fünfzehnhundert und XXV Jahr nach unseres Herrn Jesu Christi seliglicher Geburt.

Die von T . . .

Wenn wir an einem schönen Tage, mit allergnädigster Erlaubnis, in dem fürstlichen Parke zu W. uns ergehen, und die Reizungen der verschwiegenen Natur, mit den scheinbaren Launen der klug wählenden Kunst vermischt, alle unsre Sinnen, indem sie solche besänftigen und ergetzen, desto geschickter machen, die Gaben des Himmels recht zu begreifen und zu preisen, so ruft uns doch die Betrachtung jenes umwachsenen Lusthauses auf eine schmerzliche Weise zu den menschlichen Dingen zurück. Ein edles Geschlecht, gleich geachtet von den Mitgliedern seines Standes, wie von der umgebenden niedreren Welt (bei einem stolzen und hochfahrenden Wesen) gefürchtet, tätige Männer und wackere Diener des fürstlichen Hauses, gerät, wie durch ein unabänderliches, grausames Geschick, auf die Bahn des Verderbens, ja des Lasters, und die entfesselten Leidenschaften bereiten dem ganzen Stamme zu dem Verluste der Ehre ein ruhmloses Ende; die Mitlebenden wenden ihre Augen wie von einem verabscheuungswürdigen Bilde hinweg, und die Nachwelt häuft Schmach und Schande statt auf Verbrecher vielmehr auf Unglückliche, die, in

einer noch verfinsterten Zeit, ererbten Meinungen zum Opfer fielen.

Denn es ist die Rede nicht von Vergnügungen der Einbildungskraft, vielmehr finden wir uns, bei wirklichen Begebnissen, in dem Falle zu bemerken, wie sehr das fürstliche Beispiel dem nächstgeordneten adligen Stande besonders nachahmungswert deuche, dergestalt, daß die Jugendschicksale des erhabenen preußischen Königs Friedrich die Väter jenes Zeitraumes so wenig zu denken machte, daß sie dieselben nur in einer grausamen Strenge befestigte; da denn, vor allen, für die von T. zu fürchten, deren sonst ungezügelter Geist, nach der allgemeinen Sage, nur jeweils durch ihre Frauen zu bändigen gewesen.

Jenes zierlich von Gebüsch versteckte Lusthäuschen, mit aller fürstlichen Bequemlichkeit versehen und, von denkenden Künstlern, durchaus mit angenehmen und bedeutenden Darstellungen geschmückt, diente durch die Gnade des dankbaren Fürsten dem alten Baron Jodocus von T. als Ruhesitz, der, nach den langen und schweren Jahren eines ehrenvollen Kriegsdienstes, einem geprüften und gewissermaßen verdüsterten Manne hinlänglichen Frieden zu gewähren schien, die Erfahrungen eines tätigen Lebens durch die Beschäftigung mit den schönen Wissenschaften zu ergänzen. Mit dem Wohnsitze ward zugleich ein anständiger Ruhegehalt verbunden, der dem Baron, nach dem Verluste der väterlichen Güter, mit einem

alten Diener in überkommenen, einfach patriarchalischen Verhältnissen, wenn auch zurückgezogen, zu leben gestattete.

In seiner Jugend, hochgewachsen, kräftig und von einnehmendem Äußern, geehrt von den Freunden um mannigfaltiger, durch Reisen mit einsichtigen und kundigen Führern noch mehr ausgebildeter Gaben willen, durch wohlgeordnete Kenntnisse befähigt, ihr Leiter zu sein, trieb ihn doch ein unruhiges Herz und der eingeborene Drang, auch im Weiteren uneingeschränkter Herr zu sein, ins Phantastische, Unbegrenzte. Zu wohl erzogen, zumal durch die milde Gewalt einer frommen Mutter, um ein herrisches oder unordentliches und galantes Wesen zu wagen, wollte er doch vor seinen Freunden des Ruhmes nicht entbehren, der daraus zu entspringen schien, nämlich eines kühnen und in allerlei wunderbaren Fährnissen glücklichen Liebhabers, der auch vor dem schlechthin Grauenhaften nicht zurückweicht. Er getraute sich nicht, nach gemachter Bekanntschaft, einem hübschen, losen Mädchen aus bürgerlichem Stande näher zu treten, das alsobald seine Empfindungen in der Tat gefangen genommen hatte, und ließ gleichwohl seine Sehnsucht auf den blumenreichen Gefilden von Träumen sich ergehen, die, so lieblich sie zuerst erschienen, doch auf ein höchst Lasterhaftes und Gewaltsames hindeuteten, indem sie mehr und mehr Übermacht über seine Handlungen gewinnen mußten. Wer kennte nicht jene wunderbare

Kraft wahrhafter oder scheinbarer Leidenschaft, die eine glückliche Gegenwart noch durch die Einbildung einer durchaus vollkommenen Zukunft erhöhen darf, in der wir uns als unumschränkt allein gebietende Herren des Daseins wiedersehen? Er dichtete völlige Romanen, in denen er den Helden agierte, und war, bei immer enger werdenden Maschen seines Lügengewebes, kaum noch imstande, der Einbildungskraft der begierig lauschenden Freunde vorauszueilen und sie bei dem Glauben zu erhalten an Begebenheiten, die, je weiter die Wahrheit hinter ihnen zurückstand, um so mehr ihn beengen, ja beängstigen und für seine Ehre fürchten machen mußten. Schon hatte er sich, mit Umkehrung der wirklich vorhandenen Zustände, zu dem durchaus fühllos Stolzen geformt, dem das Flehen eines hingegebenen Mädchens umsonst an ein durch tausend Siege verhärtetes Herz zu dringen sucht, als dasjenige Ereignis eintrat, das ihn, wir dürfen wohl sagen, der Wahrheit zurückgab in einem Augenblicke, wo ihn der Tod der frömmsten und edelsten Mutter aller menschlichen Scheu überheben konnte.

Er sah das Fräulein von L., seine nachmalige Gattin, zum ersten Male, und indem ihr Wesen, aus Stolz und Güte gemischt und die herrlichste Unschuld mit einer nur dieser so vollkommen eignenden Sehergabe verbindend, die mit einem reinen Blicke die Seelen aller Entgegenkommenden zu ermessen scheint, auch seine künstliche Hülle

gar leicht durchdrang, fühlte er mit unaussprechlichem Vergnügen die Nebel eines mißgeleiteten Wahnes herabsinken und erkannte, indem er sanft zu entschlummern schien, daß die wahre Neigung nicht in Leidenschaft und Begierde, sondern in einer harmonischen Ruhe und schönem Einklang unsrer inneren Bestrebungen bestehe, die uns besser macht, anstatt uns von dem wahren Ziele unseres Lebens zu entfernen.

So schien, nach geschlossenem Ehebunde, bei festbegründetem Wohlstande, seinem Glücke auch das letzte hinzugefügt, als ein Knabe geboren ward, der den Namen Friedrich erhielt. Der schöne Nachkömmling, wiewohl man einen Teil der mütterlichen Milde in seinen Blicken wieder anzutreffen glaubte oder hoffte, begann doch je mehr und mehr Wuchs, Gebärde und Anlage des Vaters und der Vorfahren auf das artigste und zierlichste zu erneuern. Ja, nach der Mutter allzufrühem Hintritt, durch Erziehung, sei es mit, sei es ohne Absicht herübergebogen, wandte sich sein Charakter so entschieden dem väterlichen zu, daß es den Baron erstaunte und in eine Besorgnis versetzte, die sich noch verstärken mußte, als der Sohn, kaum zu seinen Jahren gekommen, in ein ausschweifendes Leben zu verfallen schien, das, ungehindert, in kurzer Zeit seine vortrefflichen Gaben vergeuden, seine Kräfte aufzehren würde. Er konnte sich nicht verheimlichen, daß dies eben der Weg sei, den ihn selbst das

reine Auge einer edlen Mutter zu beschreiten aufgehalten habe, ohne hoffen zu dürfen, daß eine günstige Wendung der Umstände dem Sohne auch das Glück zuführen müsse, das den Vater in den Armen einer liebenswürdigen Gattin erst zu einem wahren Edelmanne erhoben hatte. So faßte er denn aus voller väterlicher Zuneigung den Entschluß, dem Sohne ernstliche Vorhaltungen zu machen, und erst die Nachrichten einer eifervollen Dienerschaft, die mannigfache Abenteuer mit dem Frauenzimmer beflissen vergrößerten, indem sie zu verschweigen schienen, bewegten ihn, diesen Vorhaltungen etwas von väterlichem Zorne beifließen zu lassen. Da denn der Sohn, ob zwar kindlich ergeben, sein Herz zuschloß und den Anfang einer Entfremdung machte, die beiden Teilen so verderblich werden sollte. Denn wenn er auch wirklich etliche verliebte Abenteuer gar herrlich bestanden, so war es ihm doch nun geschehen, daß ein Mädchen höchst ehrbaren, wiewohl bürgerlichen Standes seine Neigung (wie einst dem Vater geschehen) so lebhaft bestimmte, daß er den Willen des Himmels darin zu erkennen und ihn befolgen zu müssen sich überzeugt hielt.

Inzwischen aber ward dem Baron böslich hinterbracht, daß, seiner Ermahnungen unerachtet, der Sohn sich zu einem jungen Mädchen nicht des besten Gerüchtes halte, und als dieser, nach endlich gefaßtem Entschlusse, vor ihn trat und beteuerte, daß nicht Übermut und

Leidenschaft, sondern eine göttliche Überzeugung seines Herzens ihn antreibe, den väterlichen Segen für eine so sonderbare Verbindung zu erflehen, so traf er auf ein bereits feindlich verhärtetes Gemüt. Mit drohender Stimme verwies ihm der Vater, daß eine solche Überzeugung, die gegen die göttliche Ordnung der Stände verstoße, nicht von Gotte komme, sondern der Ausfluß ungebührlicher Lust sei, zumal in Ansehung einer so übelbeleumundeten Person wie die Mamsell Dorette. Demütig (doch mit einer zitternden, gleichsam mit Mühe gezügelten Stimme) erwiderte der Sohn, daß sie unmöglich die Person sei, von der selbst ein Bösewicht Übles aussagen könne, auch daß er zwar anstehe, der väterlichen Meinung von der Ungleichheit der Menschen, wiewohl sie in itziger Zeit die Alleinherrschaft nicht mehr habe, zu widersprechen; indessen bitte er, die Mamsell Dorette nur einmal vorzulassen, so müsse sich die Abneigung in väterliche Liebe verkehren und es werde sich dieselbe wunderbare Macht zeigen, die einst, wie er ihm als Beispiel vorgehalten, seiner Frau Mutter so plötzliche Gewalt über des Herrn Vaters damals verworrenes Gemüt gegeben habe.

Durch diese Worte zu unbändigem Zorne gereizt, sprang der Baron auf den Dastehenden ein, und indem, bei so gleichartiger Anlage, der Zorn endlich den Zorn gewaltsam entzündete, schloß sich dieser zur Versöhnung unternommene Auftritt, wo nicht mit Taten, jedoch mit

gänzlicher feindlicher Abwendung und dem beiderseitigen Entschlusse, hier, das Gewollte zu vollbringen, dort, es zu verhindern.

Denn wenige Tage danach war der Sohn mit der Erwählten entflohen, der Vater aber befestigte, indem er anfangs insgeheim seine Liebe beschwichtigen und sich seiner reinen Absicht getrösten mochte, seinen Zorn durch Fluch und öffentlich ausgesprochene Enterbung, sodaß selbst die furchtbare Gewöhnung des ausbrechenden jahrelangen Krieges und der aus ihm entspringende gemeldete Verlust seiner Güter, das Gefüge seiner Seele weniger zu zerstören schien, als jene selbstgewählte, einsame Bitternis.

Der Heimat beraubt, entwich der Sohn über das Weltmeer, und während er, in einer großen Umgebung, unter freidenkenden Menschen, seine gefesselte Kraft endlich zu nützen lernte, schien ihm, auch unter des Vaters Fluch, an der Seite eines liebevollen Weibes das köstlichste Glück zu erblühen. Indessen konnte es der Gattin nicht entgehen, wie ihn nicht selten ein schmerzhaftes Gedenken so betrübt machte, daß alle Lebhaftigkeit seiner Unternehmungen, ja der Glanz seiner Augen verlöschte und so eine drohende Verdüsterung seines Gemütes ankündigte. Bei der innigen Gemeinschaft ihrer Seelen erkannte sie gar bald, was der Grund solches Leides sei, und zögerte nicht, ihm ein Zugeständnis zu entreißen, dessen ihr ahndendes Herz nicht mehr bedurft hätte.

Schwerer aber ward es ihrem sich selbst aufopfernden Mute, dem verzagenden Manne, der die Art seines Geschlechts zu gut kannte, als daß er von ihr eine leichte Versöhnung hätte hoffen mögen, dennoch soviel abzugewinnen, daß er, seinem Weibe eine dauernde Glückseligkeit zu begründen, in eine Fahrt nach der europäischen Heimat einwilligte.

Wir treffen den Baron Jodok an einem trüben Herbstnachmittage schreibend vor seinem Pulte, zu dem das Portrait der frühverstorbenen Gattin aus einem rätselvollen Dunkel herniederblickt. Er faltet und versiegelt, mit einer verschlossenen Miene, den soeben beendigten Brief, den ersten an den entfernten Sohn, darin er ihm, auf eine drohende Weise, nach seinem vorgefallenen Tode sogleich herbeizueilen und (es so vor den unwürdigen Augen der Nachlebenden zu schützen) das Bild der Mutter zu verbrennen befohlen. Alsdann schellt er, der bejahrte Diener erscheint mit einer Kerze und setzt, der Gewohnheit dieser Tagesstunde gemäß, die Wandleuchter zwischen den Fenstern und am Kamin in Brand, das nach Art der Gartenbauten vieleckige Gemach aus der hereingebrochenen regnichten Dämmerung in ein lebhaftes, durch mannigfachen leisen Windzug bewegtes Helle emporziehend. Der Baron, der ihm in schweigendem Sinnen zugeschaut, gibt ihm nach geendeter Verrichtung den Brief zu pünktlicher Besorgung

in die Hand, als sich ein undeutliches Pochen an der Türe vernehmbar macht.

Man errät, daß die wohlgekleidete Dame, welcher der Diener öffnete, die Gattin des Barons Friedrich war, die nun, mit anständiger Ehrerbietung, sich verneigte und sogleich hastig ein edelgebildetes Antlitz, daraus die seelenvollsten Augen mit einer fragenden Ängstlichkeit hervorstrahlten, errötend zu dem Vater erhob. Dieser, verwirrt und verlegen, schien noch bemüht, sich zu sammeln, als jene, mit flehender Gebärde, leise das eine Wort „Vater" stammelte, und, indessen der Baron, mit mehr und mehr geneigtem Körper, schweigend, doch mit den Anzeichen der heftigsten Bewegung vor ihr stand, mit überstürzenden Worten flüsternd hervorstieß, daß der Fluch des Vaters das Leben des Sohnes vergifte und daß sie gekommen sei, durch ihr Flehen seinen Segen einzutauschen.

Dann aber, da kein gewaltsamer Ausbruch des Zornes ihre Rede unterbrach, begann sie, hoffend, das Furchtbare noch zurückzuhalten, das aus den schrecklichen Blicken des Barons hervorzudrohen schien, ihre Worte zitternd von neuem, und ihre Kraft versagte bereits, als sie, flüsternd, bat, daß der Gatte in das Zimmer treten dürfe. Indessen sie aber, umsinkend, sich noch glücklich hielt, wahrzunehmen, wie sich die erstarrten Züge des Barons in ein unerklärliches Lächeln verzogen, fühlte

sie sich kräftigst umschlungen und einen glühenden Kuß auf ihre unentweihten Lippen gepreßt.

Baron Friedrich, auf den angstvollen Schrei der Gattin herbeieilend, gewahrt sie in der demütigendsten Stellung, stutzt und scheut sich, im nachwirkenden Zwange einer altfränkischen Erziehung, dem Vater entgegenzutreten. Der aber, die teure Last rasch niedergleiten lassend, ruft dem Sohn mit einer gewaltsamen Würde zu, ob er wirklich zurückgekehrt sei, ein rechtmäßiges Eheweib von der Hand des Vaters zu empfangen? Da sich denn der gerechte Zorn des Sohnes in einem überlauten Schrei entlud: „Wie?“ (rief er) „sind etwan das Gesinnungen eines Vaters, die nicht allein einer ihm selbst unnachteiligen Verbindung den natürlichen Segen vorenthalten, sondern unter dem scheinbaren Schutze der elterlichen Gewalt die heiligste Verbindung zweier Menschen entweihen mögen?“

Hier hielt er, erstickt, inne. Da aber Baron Jodok, indem er von neuem auf die Ohnmächtige hinzutrat, mit einem höhnischen Lachen unedle Schmähungen auf beide zu häufen begann, schleuderte ihn, ohne Besinnung, der kräftige junge Mann mit einem gewaltigen Stoße zurück, daß er, über den Sessel hinstürzend, das Haupt mit dumpfem Dröhnen auf die Platte des Tisches aufschlug.

Wie füchterlich mußte, nach solchen Ereignissen, das Gefühl ihrer Bedeutung den Vater wie den Sohn bei

ihrem ersten Erwachen belasten! Dieser, fast noch auf der Treppe, unter der süßesten Last, zu klarer Betrachtung zurückkehrend, durfte gleichwohl nicht zögern, sich und die Ehre der Gattin dem Zorn des tödlich beleidigten und höchst einflußreichen Mannes durch die schleunigste Flucht zu entziehen; jenen, mühsam emporgerichtet, ohne die Hilfe des entsandten Dieners, beraubte zwar ein heftiger, stechender Schmerz des Hauptes lange der Fähigkeit der Besinnung, da indessen, von ohngefähr, sein Blick auf jenes Bild der Gemahlin gefallen, bewirkte es in seinem Angesicht eine Bewegung, wovon die Ursache nur die heftigsten hervorgerufenen Empfindungen sein konnten; und schien sich zuerst eine edle Milde über seine Züge auszubreiten, so mußte dieselbe doch, bei verstärkender Erinnerung, bald der finstersten Entschlossenheit weichen, womit er, das Bild herabnehmend, gleichsam die romantische gütige Fee seiner dahingeschwundenen jugendlichen Jahre mit zusammengezogenen Augenbraunen betrachtete. Wer aber vermöchte, in die Abgründe des menschlichen Herzens hinableuchtend, zu sagen, ob es mehr die Scham einer beabsichtigten Freveltat oder der Wunsch, die gefährlichste und verbrecherischste Leidenschaft von dem letzten frommen Zügel zu befreien, diesmal gewesen sei, die einem lange gehüteten Schatze ein so plötzliches Ende zu bereiten beschloß? Genug, daß der Baron, mit heftig zitternden Händen, das bedeutendste

Bild, den Trost eines lange einsamen und feindlichen Lebens, den schwelenden Flammen des Kamins überlieferte und erst, da der Diener an der Türe pochte, sich mit der gräßlichsten Miene aus einer starr gebückten Stellung langsam erhob.

Nach wenigen Tagen ereignete sich, was eine solche Miene versprochen. Die Reisekutsche, die das fliehende Paar davonführen sollte, ward aufgehoben, der fremde und rechtlose Mann, nach einer wütenden Gegenwehr gefesselt, deuchte den gedungenen Werbern durch seine hohe und kräftige Gestalt auf das beste geeignet, in der Armée des Fürsten Dienste zu tun, ja vielleicht würdig, in der ersten Reihe zu stehen, und so schienen die noch vor kurzer Zeit so blühenden Hoffnungen eines tätigen Lebens einer unnatürlichen, langsamen Rache ausgeliefert, die, auch die edelsten Absichten verkennend, so zugleich ein völlig unschuldiges Weib der grenzenlosesten Wut zu opfern sich anschickte.

Glückliche! wenn sie mit dem Freunde ihres Herzens hätte den Tod empfangen dürfen, da sie so, in ein beschränktes, ja gemeines Leben als Weib eines Soldaten hinabgestoßen, nicht nur die höhnischen Beleidigungen einer durchaus niedrigen Umgebung erdulden, sondern auch den Gatten in einer übermäßigen Seelenqual mußte sich verzehren sehen, wenn es gleich, sobald er nach der unwürdigsten Behandlung, mit verstörtem Geiste, von

einem grausamen Exercitium heimkehrte, den Anschein nicht hatte, als könne der Zorn ihrer englischen Milde das Mindeste abgewinnen. Denn es tat sich in ihren Worten alsogleich das sanfteste und wünschenswerteste Gleichgewicht der Seele hervor, dergestalt, daß auch der junge Baron, mit wiederkehrender Ruhe, sich einer freundlicheren Zukunft entschieden zu getrösten vorgab.

Wie aber würde er gefürchtet haben, wenn auch der mindeste Schein der schändlichen Pläne eines von allen Regungen des Guten verlassenen Vaters in seine Seele gefallen wäre, der denn, noch vor Ablauf dieses unheilvollen Jahres, sich nicht entblöden mochte, bei Abwesenheit ihres Gatten, in ihrem armseligen Gemache, seinem schutzlosen Weibe die schmählichsten Anträge zu tun. Sie wäre auch ohntrüglich seiner Gewalt verfallen gewesen, wofern nicht auf ihr verzweifeltes Geschrei der Profoß, dem die Ordnung im Quartier der verheirateten Soldaten oblag, herbeigeeilt wäre (um einen etwaigen Streit zu schlichten) und ein höfliches, wiewohl lustiges Erstaunen, den Herrn Baron in einer so zweideutigen Lage anzutreffen, nicht ganz unterdrückt hätte.

Es ist leicht zu glauben, daß Herr Friedrich, als er diese Umstände, ungeachtet der ängstlichen Verhüllungen der Gattin, mit der klarsten Deutlichkeit erkannt, in den furchtbarsten Zorn geraten sei, den noch die bestimmte Einsicht steigern müssen, daß, zumal mit einem hilfs-

bedürftigen Weibe, an eine Flucht nicht zu denken sei, die schon dem einzelnen Manne durch die schwersten Strafen an Leib und Leben, ja durch das Aufgebot der ganzen umwohnenden Bevölkerung fast unmöglich pflegte gemacht zu werden. Indessen schien sich jedoch sein erbarmungswürdiges Geschick schon zuvor entscheiden zu wollen, indem ein hitziges Fieber das unglückliche Weib noch an jenem Tage ergriff und, ihre durch Leiden der Seele und Entbehrungen des Körpers gleichermaßen geschwächten Kräfte rasch aufzehrend, dem treuesten Herzen des Schlagens ein Ende setzte.

Wir wagen nicht, ein Gemälde der Empfindungen des Zurückbleibenden zu entwerfen: auch der Pinsel des Meisters könnte die Stärke und Wahrheit nicht haben, seinen Schmerz würdig zu schildern. Indessen schien er, alles gütigen Zuspruchs nun völlig entblößt, mehr und mehr seine Gedanken in sich zu verschließen, und man wußte nicht, ob man seine düstere Traurigkeit mehr bemitleiden oder fürchten sollte. Erst der im Frühjahr neu beginnende Feldzug zeigte seine Lebenskräfte neu erregt, er tat sich in mehreren Kämpfen auf das rühmlichste hervor, doch ohne daß das entschiedene Unglück der Waffen vermocht hätte, ihm einige Teilnehmung am Geschicke des Vaterlandes abzunötigen. Erst als nach rascher Zusammenraffung aller noch übrigen Mannschaften und allfallsiger Ergänzung der unter den Officiers ent-

standenen Lücken die gesamte Armée zu einem letzten, zu verhoffen glücklichen, Schlage vereinigt stand, gewahrte man an dem bärtigen Manne eine plötzliche, heftige Bewegung, die dem Verwilderten und sich selbst unähnlich Gewordenen ein grauenerregendes Ansehen gab, indem er aller herandrohenden Gefahr, ja selbst der Macht des Himmels trotzen zu wollen schien. Kaum aber waren die Häupter zum Gebete entblößt, zuvörderst der Officiers, dahinter in unabsehbarn Reihen der Soldaten, als er, in wenigen langen Sprüngen quer über den Platz fliehend, seine Büchse anlegte und den Obristen des in der erreichbarsten Nähe haltenden Regiments vom Pferde schoß, ehe noch, bei der Richtung aller Blicke und Gedanken auf das Göttliche, eine so verbrecherische Tat gefürchtet, weit weniger gehindert werden konnte. Dann aber, fast im nämlichen Augenblicke, donnerten wohl fünfzig Schüsse zugleich und durchbohrten den Fürchterlichen, sodaß sich die bei so entstandener Verwirrung stürmisch anhebende Attaque der feindlichen Reiterei mit Staub, Blut und Getöse über die kaum entseelten Leichname des Vaters und des Sohnes zugleich dahinwälzte und sie gemeinsam unter den unempfindlichen Hufen der rasenden Rosse begrub.

Die Reise zu Fischart

Am 24. Februar 1901 lag das ganze Land um Göttingen tief verschneit. Mannigfaches Schlittengeklingel stieg überall zum schweren Himmel empor, und die militärischen Übungen, die einmal angesetzt waren, verschwanden fast im Schnee. Mein guter Freund Udo und ich gingen in etwas kurzatmigem Gespräche den Berg hinan, bis wir in den Wald und an den Eulenturm kamen. Das ist eine Art Warte, wohl von den Professoren der Stadt errichtet. Denn sie ist mit dem unbeholfenen Bilde einer Eule ausgeziert, deren Augen aussehen, als wären sie nach innen gewendet und als betrachtete sie solchergestalt ihre eigenen Gedanken, ihren sonstigen inneren Bau und beliebiges Vergangene. Hier verließ mich Udo, rasch verhallend und verschwindend im Schnee. Ich setzte mich auf die Bank in der engen Halle, schaute in das hübsche, weite und weiße Tal, das hinter dem lautlosen Gestöber kaum sichtbar blieb, lauschte auf tausend kleine unsichtbare Taugerinnsel.

Ich wollte eine kleine Reise ins 16. Jahrhundert unternehmen, um Herrn Johann Fischart von Straßburg (zirka 1550—91) nach seiner literarischen Ver-

wandtschaft zu fragen und womöglich noch einiges über sein ‚Glückhafftes Schiff von Zürich‘ zu erfahren. In diesem ‚Glückhafften Schiffe‘ brachten bekanntlich die Züricher einen Hirsebrei, ehe er erkalten konnte, d. h. in einem Tage, zum Straßburger Freischießen.

Ich setzte mich also auf den kalten Steintisch, der in der Mitte der Turmhalle steht, streute ihm Salz auf den Schwanz und fuhr davon. Es ging mit großer Geschwindigkeit, die Jahreszeiten flogen reißend schnell von hinten an mir vorüber, sodaß ich abwechselnd kalte und warme Füße hatte. Ich machte rasch nochmal die Angst vor meiner Verlobung und meinem Examen durch, dann kam ich an meinem Geburtstage vorbei und hörte noch, wie sie mit Böllern schossen und den unansehnlichen Stammhalter begrüßten.

Mein Baedeker hieß eigentlich Goedeke und war etwas veraltet, was aber bei solchen Reisen nicht soviel schadet.

Inzwischen stieg meine Straße aus realistischen Rübenfeldern merklich an, es gab auf beiden Seiten große und auch kleine Berge, dabei wehte idealische Höhenluft von ferne. Wunderschöner Dichterwald dehnte sich an den Hängen entlang, in dem sich, bergauf verteilt, allerlei Poeten erlustierten. Dahinter aber geriet ich in ein unförmliches Gedränge von Männlein und Weiblein, die vom Jahrmarktsfeste zu Plundersweilern

kamen, allerlei Komödiantenpack, Gesindel und Zigeuner, Klopstock und der König Ahasver dazwischen. Sie fehlten bei Goedeke. Auch hier in der Gegend traf ich natürlich bekannte Göttinger, schnitt sie aber und eilte weiter.

Ich schlief leidlich in einer laulichten Nacht des Jahres 1747 auf meinem Tische: es war kein rechtes Obdach in der Nähe. Am andern Morgen weckte mich Herr Gottsched mit eigenhändigem Ausklopfen seiner Perücken. Ich hatte, während ich an ihm entlangfuhr, das Erfreuliche zu sehen, wie er sich in aufsteigender Linie entwickelte.

Indessen gelangte ich ins 17. Jahrhundert und damit in die erschreckliche Einöde nach dem dreißigjährigen Kriege, von der überall beweglich zu lesen steht. Es war gar nicht so schlimm. Fromme Sänger und Sängerinnen, zum Teil ungewöhnlich hohen Standes, saßen massenhaft im Graben neben der Straße, und auf einem kleinen Handwagen von seiner Frau gezogen fuhr ein trauriger Mensch unter vielen Bücklingen an mir vorbei, der pseudonym einen dicken Roman schrieb. Ich konnte ihn nicht fragen, wer er wäre, denn am Horizonte trieben sich verdächtige Räuberbanden umher, die ja in dieser Zeit nicht selten sind, und bewogen mich zur Eile.

Aber plötzlich gab es einen Ruck, so heftig, daß ich beinah häuptlings von meinem Gefährt herabgestürzt wäre. Es stand regungslos vor einem herabgelassenen Schlag-

baume. Merkwürdig, das konnte doch nicht stimmen! Ich sehe nach dem Meilenstein: 1622. Sollte ich hier etwa umsteigen? Ich projizierte die Zeit auf den Raum, indem ich eine Senkrechte fällte, und fand, daß ich in Siebenbürgen war. Ich erschrak. Denn wie sollte ich mich da auskennen? Indes trat auch schon ein wohlbekanntes, jugendliches, etwas vernachlässigt-elegantes Männchen an meinen Wagen und sagte:

„Entschuldigen Sie, mein Name ist Opitz, ich bin Zollbeamter des Fürsten Bethlen Gabor und ersuche Sie um Ihre Legitimation."

Ich hatte mich inzwischen besonnen, wie dieser Mann aufzufassen wäre, und sprach:

„Und da Sie wohlsituierten Herren nicht abgeneigt sind, so wollten Sie mich bitten, bei Ihnen zu nächtigen."

Opitz schien erschrocken, faßte sich aber schnell und sagte devot:

„Wenn dem Herrn mein niedriges Dach nicht mißfällt. Es geht kümmerlich genug. Ich muß seiner Majestät dem Fürsten die Jungens im Horaz unterrichten, und dafür erhalte ich diese Lehmhöhle als Wohnung und Belohnung."

„Und die lange rote Vandala als Haushälterin, nicht wahr?"

Opitz war noch mehr erschrocken. „Wovon weiß das mein Herr? Wir sind höchst ehrbar miteinander."

„Weiß ich. Aber kommen Sie herein, ich will Ihnen Ihre weitere Lebensgeschichte erzählen."

Er riß die Augen weit auf und mochte mich wohl für durchaus verrückt halten. Aber ich ließ ihn nicht zu Worte kommen, faßte ihn an seinem langen schwarzen Mantel und zog ihn in sein Zimmerlein. Das sah nun doch ganz nett und hell aus. Das Fenster war offen und ließ den Blick frei die schnurgerade Straße hinan und auf blaue Berge in nicht gar zu weiter Ferne. Nur ganz gedämpft wie Fliegensummen drang mit dem sommernachmittäglichen Sonnenschein der Lärm des dreißigjährigen Krieges ins Gemach, indessen aus der Küche nebenan eine helle Weiberstimme sang. Ich streckte mich behaglich auf einen alten Lehnstuhl und bat um Wein und etwas zu essen, denn ich hatte seit zwei Tagen nichts gehabt außer einem mitgenommenen Wurstbrote. Opitz verschwand sogleich in der Küche, redete einiges Unvernehmliche und brachte das Gewünschte mit großer Geschwindigkeit. Danach entspann sich folgende Unterredung.

„Und hier in diesem Stilleben fühlen Sie sich nicht wohl, lieber Opitz? Ich bitte Sie!"

„Das schon, aber —"

„Allerdings begreife ich nicht, warum Sie sich nicht ein paar Meilensteine weiter niedergelassen haben mit Ihrem Schlagbaum. Jede höhere Tochter lernt doch,

die Grenze wäre bei Numero 1624: davor volkstümliche Poesie und dergleichen, dahinter gelehrte — hier, sehen Sie den Goedeke.

Opitzen standen die Haare zu Berge. „Um Gottes- willen, was redet der Herr? 1624? Gelehrte Poesie? Hier ist die Grenze von Siebenbürgen, und diese Straße geht gerade in die Polakei!"

Er sprang zur Türe, um zu fliehen, aber ich erwischte ihn wieder am Mantel; er schrie erbärmlich, bis seine lange Vandala in der Türe erschien, offenbar etwas ge- ärgert. Ich beruhigte sie schnell, indem ich mich als Dr. so und so aus Göttingen vorstellte, der mit Herrn Opitz reden wollte. Sie wars zufrieden, warf einen despektierlichen Blick auf ihren Gebieter, setzte sich aber wie zum Schutz ans Fenster und begann schweigend an einem roten Strumpfe zu stricken.

„Verzeihen Sie, Opitz! Ich dachte nicht daran, daß Sie noch zwei Jahr zu jung sind. Aber sein Sie vergnügt: ich kann Ihnen versichern, daß Sie ein höchst berühmter Mann werden sind."

„Werden sind?"

„Ja, Sie Sprachnachtwächter!"

„Aber berühmt!" und er jauchzte: „Endlich! End- lich! o ich habs ja gewußt. Es mußte ja so kommen!"

„Na, alter Freund, Sie können weiß Gott nicht viel dazu! Als Schriftstellertypus sind Sie ja ganz inter-

essant und segensreich, schon wegen Ihres Erfolges: wie ich durchs 18. und 17. Jahrhundert fuhr, da habe ich Ihren Namen zum Überdruß oft hören müssen. Ein Kerl warf mir sogar eine Biographie von Ihnen in den Wagen, Sie oller Boberschwan; zu verrückte Verse drin. Nur ein alter Herr mit altmodigem Zylinder sagte, er möchte Flemingen eigentlich noch lieber. O Sie fader Geselle, warum Sind Sie nicht bei Ihrer Heidelberger Galathea geblieben und haben die frisch, fromm, frei angesungen, wie es sich gehört?“

Indessen hatte Opitz zwischen Freude und Staunen, Ärger und Grauen und vielem andern dagesessen, hatte Vandala und mich beschielt, hatte die Augen verdreht und sich die Lippen gebissen und wußte offenbar gar nichts Rechtes aus sich und mir zu machen. Vandala dagegen, treufleißig und bald bemerkend, daß es sich um gelehrten Diskurs handele, hatte halb träumend weitergestrickt. Aber bei dem Namen Galathea fuhren beide in die Höhe und starrten sich an, und klagend und drohend klang es zugleich:

„Galathea!?“

„Was weiß der Herr davon? Um Gotteswillen schweigen Sie still! Sie stürzen mich ins Unglück! Ich will alles sagen, wenn wir allein sind! O Vandala, traue Sie mir, glaube Sie mir! Ich bin ja so unschuldig!“

„Haben Sie nicht ein und anderes Gedicht an Galathea hier im Pulte? So zeigen Sie her, um Ihren poetischen Nimbus auf festere Füße zu stellen!“

„Bei Gott, ich weiß von nichts.“

„So hätte ich mich doch noch zu Ihren Gunsten getäuscht. — Aber trösten Sie sich, gnädiges Fräulein: er bleibt Junggeselle bis an sein Lebensende. Ich habe ihn eben noch in Schlafrock und Kothurnen einsam Psalmen übersetzen sehen; er sammelte auch für ein höchst gelehrtes Werk.“

„Wird es fertig?“ hauchte er.

„Ich wüßte nicht.“

Nun sank er gänzlich zusammen und begann mir leidzutun. Ich langte darum die besagte Biographie hervor und las ihm folgendes:

„Vater von den deutschen Dichtern,
Sonne mitten unter Lichtern,
Opitz, schlesischer Apoll!
Die gebirgigen Sudöten
Schallen noch von deinen Flöten
Sind noch deiner Töne voll.

Daß Vernunft die Reime schränket,
Daß ein Dichter edel denket,
Daß kein Meistersänger quäkst,
Daß im Bober Schwäne waten,
Opitz! Das sind deine Taten,
Der du Witz zum Grunde legst.“ usw.

Und folgendes:

„Jetzo mag auch mein Ergetzen
Sich bei deinem Lorbeer setzen
Und in deinem Leichenhayn
Ein verstimmelt Echo seyn.
Wer hat unser Sprachgerippe
Bündig, feist und schön gemacht
Und des Deutschen schwere Lippe
Zu so leichter Sprache bracht?
Opitz, Opitz war der Held,
Der diß alles hergestellt.

Und wer lehrte Deutschlands Söhne
Schäfer-, Lust- und Heldentöne,
Wenn man Wörter senkend hob
Und so in einander schob?
Ja wer wieß der deutschen Zunge
Deiner Sprache starke Kraft,
Die durch Blut und Nerven drunge
Mit erregter Leidenschaft?
Unsers Opitz Heldenrohr
Sang den Deutschen allso vor."

Dies, mit den gehörigen Gesten vorgetragen, rührte und erfreute ihn sichtbarlich und er begann Verständnis für die Situation zu finden. Da erhob sich draußen ein furchtbares Gebrüll. Eine Horde halbwüchsiger schmutziger Bengel ergoß sich in das Vorgärtlein und begann schamlos die großen unschuldigen Sonnenblumen zu zertrampeln.

„Das sind meine Hunnen, die ich unterrichten muß. Da hinten kommt auch schon seine Majestät."

Richtig, schon schwieg die Schar. Opitz trat demütig unter sie, man ließ sich am Grabenrande nieder, und er begann seine Lehre. Ich blieb also mit der gleichmütigen Vandala allein. Wir schnackten allerlei, und ich tat dabei wichtige Blicke in die Hausaltertümer der damaligen Zeit. Dazwischen hörte ich durchs offene Fenster, wie man Horazische Oden plärrte, ohne großes Verständnis, wie kleine Judenjungen, die Hebräisches aufsagen; hörte zuweilen auch die Knute seiner Majestät klatschen, unterdrückte Wehelaute winseln und leise Kratzfüße scharren.

Der Abend brach herein, Opitz kam zurück und sank erschöpft auf die Ofenbank. Vandala bespritzte ihn mit kaltem Wasser, indem sie zugleich das Abendbrot besorgte. Nach dem Essen aber erhob sie sich alsbald und gebot, ihren Strumpf zusammenfaltend, einen geruhsamen Feierabend. Aber das Nachtlager war fürchterlich. Opitz schlief zwar rasch ein neben mir und schien bald beängstigend, bald beseligend zu träumen, indes Vandala aus irgendeiner Ecke, nur als unförmige Masse sichtbar, sehr deutlich schnarchte; mich aber floh der Schlaf trotz aller Anstrengungen auf der belebten Streu, zu der obendrein immerdar ein Lehmstaub von der Decke herabrieselte. Ich erhob mich also leise, schrieb ein paar Worte auf eine Visitenkarte und stieg durchs Fenster in den Mondschein hinaus.

Mein Wagen stand noch da wie zuvor. Mir aber war klar geworden, was ich eigentlich längst hätte wissen sollen, daß diese Chaussee nicht zu Fischart führte. Nur: wie den alten Weg finden, der von Fischart herkam und sich in dieser Gegend irgendwo verlaufen mußte?

Wie ich nun so unter der verträumt rauschenden Linde am Wege saß und wegen der Straßen zwischen Opitz und Fischart den Goedeke wälzte, hörte ich ein eigentümliches Brausen aus der Richtung des 18. Jahrhunderts mit großer Geschwindigkeit näher kommen. Wer konnte erstaunter sein als ich? Und schon sah ich einen Tisch herbeifliegen, der durchaus dem meinigen glich, und darauf saß — der bucklige Pippmüller, aber in dem seltsamsten Aufzuge von der Welt: mit einem byzantinischen Spitzhute, Schnabelschuhen und Keulenärmeln, wie sie die Damen in den 1890er Jahren trugen. Ich schrie aus Leibeskräften, er sollte halten. Er hielt, und im selben Augenblicke wuchsen sein und mein Tisch zusammen zu einem einzigen.

„Pippmüller, Sie hier? Wie kommen Sie hierher? Und in dieser närrischen Kleidung? Wie kommen Sie überhaupt zu meinem zeitlichen Reisegeheimnis?“

„Aber Bester — guten Abend! — Sie haben doch Ihre Erlebnisse selbst veröffentlicht!“

„Ich?!“

„Ja, Sie!“

„Ich bin ja noch gar nicht zurück!“

„Aber als Sie zurückgekommen gewesen werden waren, haben Sie veröffentlicht. Bis jetzt hats Ihnen zwar noch niemand nachzumachen gewußt, so zu reisen, es hat aber wohl auch sonst noch niemand versucht.“

„Erzählen Sie! Erzählen Sie! Setzen Sie sich hier in den Thymian! Wann sind Sie weggefahren aus Göttingen?“

„Am 13. Januar 1910.“

„Na, na!“

„Gestern!“

„Erlauben Sie mal, gestern — Ach so! Also an meinem Geburtstage?“

„Freilich, ich war bei Ihnen zum Essen, — daher noch dieser übrigens durchaus moderne Gesellschaftsanzug, denn ich bin die Nacht durchgereist — Sie waren sehr vergnügt, Ihre Frau desgleichen.“

„Ach, was Sie sagen! Meine Frau?? Verheiratet? O Gott, o Gott, o Gott! — Nun aber bitte der Reihe nach! Von 1901 an! Sie wissen doch ohne Zweifel aus meinem Buche, daß ich 1901 als Junggeselle abgefahren bin?“

„Ja, darum sehen Sie auch so riesig jung aus. Aber ich staune natürlich über nichts. Wenn das Reisen nach der Anweisung Ihres Buches überhaupt möglich war, mußte ich Sie natürlich hier treffen und Ihrerseits sehr

erstaunt finden. — Also bis zum Privatdozenten haben Sies ja glücklich gebracht. Sie sind auch als Laienbruder eingetreten in die ‚Gesellschaft zur Verschönerung der Dichtkunst‘, um Zuhörer zu bekommen, es hat aber wenig genutzt.“

„Gut! Gut! Sagen Sie, Pippmüller, wann habe ich mein Geheimnis preisgegeben?“

„Vor sieben Jahren etwa.“

„Also in zweien.“

„Mag sein, ich habe das Büchlein erst kürzlich gelesen.“

„Hm, da braucht ich eigentlich gar nicht mehr hin zu Fischart?“

„Bewahre! Ich teile Ihnen einfach mit, was Sie davon veröffentlicht haben: ich wußte ja, daß Sie so fragen würden, da habe ich mir den weiteren Bericht etwas eingeprägt. Bis Opitz sind Sie ja selbst schon gekommen. — Es war übrigens ein akademisches Staunen, daß Sie nicht bei Goethe eingekehrt sind.“

„Ja, wir kennen uns zu wenig.“

„Einerlei. — Sie erzählen also, Sie hätten unter einer Linde einen literarischen Richteweg von Opitz zu Fischart gesucht.“

„Das stimmt.“

„Diese Linde also. — Sie hätten auch einen solchen gefunden: in einer Vorrede zu Opitzischen Gedichten wäre Fischart mal erwähnt.“

„Natürlich! 1624! Nun weiß ich. Bitte weiter!“

„Dann sind Sie auf die dreckige Straße der volkstümlichen Literatur gelangt, die aber nach Ihrer Beschreibung an einer Seite gelehrt-trocken ist. Diese Seite haben Sie benutzt bis Mittwoch, den 20. VI. 1576. Da projizierten Sie sich nach Straßburg, wo gerade großes Freischießen war, tranken gleich Brüderschaft mit Fischart, als Sie sich kaum gesehen hatten, und logen sich in irgendeiner Zunftstube gegenseitig die unerhörtesten Dinge vor. Fischart erkannte Ihre Pläne bald und indem er darauf einging, amüsierte er sich höchlich über die schönen Bücher, die er noch schreiben und die man über ihn schreiben würde. Entschuldigen Sie, ich bin nicht Fachmann und gebe nur in flüchtigen Zügen wieder, was ich bei Ihnen gelesen habe. Kurzum, Sie zogen den Abend Arm in Arm durch die fremdenwimmeligen Straßen und empfingen die Züricher, die, wie Sie wissen, gerade an dem Tage ihre berühmte Fahrt mit dem ‚glückhafften Schiffe‘ und dem warmen Hirsebrei gemacht hatten. Sie selbst sind derjenige gewesen, der sich an dem Hirsebrei noch das Maul verbrannt hat, wie es in dem alten Gedichte zu lesen steht.“

„Ja, schon gut, schon gut! Ich kanns ja in ein paar Jahren genauer in meinem Buche finden. Aber wie ist es mit der literarischen Frage, um deretwillen ich ausgezogen bin?“

„Ach, das lesen sie doch selber nach!“

„Es muß sehr gemütlich gewesen sein!“

„Jedenfalls schreiben Sie, es wäre auch ein bedeutendes Zechen mit den Zürichern entstanden und danach eine grobe Prügelei. Sie hätten sich geschwind auf Ihren Tisch gemacht, um davonzueilen. Sie wollen ferner etwas schwankend abgefahren sein und sich gründlich verirrt haben. Das war so: Sie trafen Lügenmünchhausen, der auf seinem Weidenlaubengaule neben Ihnen herritt und Ihnen ganz Übermenschliches aufband. Dann gerieten Sie in eine Napoleonische Schlacht, die Sie aus dem Goedeke nicht bestimmen konnten und kampierten in einem Markedenterwagen auf Kartoffelsäcken. Sie konnten nur kümmerlich über Theodor Körner und die „Wacht am Rhein“ die Hauptstraße der Literatur wiederfinden und fuhren schließlich in Ihrer Verwirrung am Jahre 1901 soweit vorbei, das Sie zu Hause zehn lebendige Kinder antrafen.“

„Meine eignen? — Gräßlich! — Bin ich denn wenigstens in der Schlacht unverletzt geblieben?“

„Soviel ich aus Ihrem Buche ersehe, ja.“

„Wenns nun aber — nur gelogen ist? Sakerment! Ich meine — wenn mein Bericht — nicht ganz der Wahrheit entsprechend ist?“

„Nun, dann allerdings — aber bleiben Sie doch einfach hier — d. h. Ihre Frau wartete dann vergeblich.“

„Meine Frau! Ach ja, meine Frau. — Und ich war, als Sie wegfuhren, ganz munter?"

„Freilich, ganz munter, und immerzu Privatdozent."

„Na, das bin ich jetzt auch. Aber ich werde es riskieren. Wohin fahren Sie eigentlich?"

„Ich will Homer fragen, wieso es ihn gegeben hat, überhaupt ihm die homerische Frage vorlegen."

„Viel Vergnügen!"

Damit verabschiedeten wir uns. Der Tisch teilte sich wieder, und jetzt zeigte sich: Pippmüller seiner hatte doch Spuren, daß er neun Jahre älter geworden war als meiner.

Die Rückreise machte ich, besonders zuerst, durchaus in tiefen Gedanken wegen Pippmüllers Erzählung und meiner etwaigen Unwahrhaftigkeit. Je länger mir sein Krächzen in den Ohren nachklang, desto weniger traute ich ihm zu, daß er die Geschichte erfunden hätte.

Zum ersten Male sah ich auf, als ich eine fettige Stimme mit großer Anstrengung rufen hörte — es mochte inzwischen 1720 geworden sein —: „Fauste, Fauste, komm herab, daß ich deine Seele vom Fegfeuer löse! Komm herab, ich rufe dich aus guter christlicher Meynung!" Es war ein dickes Kerlchen mit großer Glatze und ausrasiertem Kinn, das so rief und dabei die Arme schwenkte, indes ein großer Haufe Volkes mit weit aufgerissenen Augen dabeistand und

den „weitbeschreyten Zauberer“ staunend durch die Lüfte fahren sah.

Davon stand übrigens in Pippmüllers Berichte nichts. Ich begann Hoffnung zu schöpfen und beschloß, kühnlich gegen diese Erzählung bei Johann Heinrich Vossens um ein Nachtlager zu bitten, als sie noch jung verheiratet waren. Denn nach Plunderswеilern gelüstete mich wenig, trotzdem die zuschauenden Herrschaften nun wohl auch verschwunden waren. Ich trat in einer Abenddämmerung in das Vossische Anwesen und band mein Gefährt an eine Pappel der ansehnlichen Landstraße, die von dort direkt in die Antike führt. Ich klopfte, und wenn nun auch das zweistimmige „Herein!“ nicht unfreundlich klang, so gedachte ich doch der Phantasie des Vossischen Ehepaares nicht zuviel zuzutrauen, da ich herzlich müde war. Deshalb stellte ich mich als armen, obdachlosen Konrektor aus Schwaben vor. Man musterte mich und hieß mich einen Augenblick auf dem Stuhle an der Tür niedersitzen und warten. So konnt ich denn das zufrieden-ärmliche Pärchen gut beobachten. Er stand an seinem Pulte und schrieb; um aber an seinem armseligen Öllämpchen partizipieren zu können, hatte seine kleine Frau einen überaus hohen Stuhl herbeigezogen und schwebte nun emsig baumelnd über einer häuslichen Arbeit. Indessen brachte der Knecht eine riesige Schüssel mit Pellkartoffeln. Wir aßen gemeinsam und man wurde

zutunlicher, als ich die nötige Demut beibehielt, was bei dem Mangel an Butter nicht schwer war. Es war rührend, die beiden so zusammen zu sehen. Schließlich aber stand Voß auf und sagte: „Schlafen Sie wohl, o Freund, und grüßen das trauliche Bettlein!“ Es handelte sich nämlich um ein ganz kolossales Federbett. Aber als es kaum dämmerte, wurde ich durch ein unförmliches Schütteln geweckt. Der Knecht stand vor mir und schrie: „Sei sallt upstahn!“

„Dat dau ik nich.“

„Doche! Hei het't eseggt!“

„We het't eseggt?“

„Hei! Sei möften fräu herut, Sei wollen noch wide hen hüde.“ Und dabei riß er mir, wohl in anerzogener Pflichterfüllung die Bettdecke weg. Das ärgerte mich doch, und als er mich hinausbegleiten wollte, offenbar um die aufgetragenen letzten Honneurs zu machen, auch mir eine kleine Wegzehrung zu überreichen, da schnob ich ihn an:

„Seine Kartoffeln werden mir unterwegs im ersten Jahrhundert schimmlig, und wenn er sich nicht augenblicklich packt, nehme ich ihn mit auf meinen Wagen und dann ist er morgen ein toter Mann!“ Er stand maßlos erstaunt da, ich sprang schnell auf meinen Tisch und indem ich mit vergrößerter Eile davonfuhr, bewerkstelligte ich eine unheimlich satanische Lache und ließ

das noch schlaftrunkene Häuschen bald hinter mir versinken.

Pippmüller hatte also nicht recht. Nur: woher mochte er den Bericht über Fischart haben?

Indessen fuhr ich mit starker Geschwindigkeit an E. Th. A. Hoffmanns Eckfenster vorbei und überholte Gustav Freytag, der gerade verstehend von seiner Reise in die deutsche Vergangenheit heimkehrte. Zuletzt, in den neunziger Jahren, wollten mich noch ein paar großschnäuzige Literaten mit aufgespannten Regenschirmen aufhalten; ich warf jedem einen Groschen zu; sie fingen ihn auf und lobten mich wegen der übermodernen Jahreszahl.

Wenn ich nun bloß auf meiner Heimreise den Gedanken an Pippmüllers Bericht losgeworden wäre. Mir war also bestimmt, in dem Buche, das ich über meine Reise schreiben würde, zu lügen? Insonderheit der Bericht über Fischart würde Lüge sein? Das traute ich mir leider zu, aber dann wäre ja die ganze Reise umsonst gewesen! — Nun, ich konnte doch bis zum Erscheinen meines Buches eine gleiche Reise getan und dann in meinem Berichte beide verwoben haben, sodaß ich dann wirklich bei Fischart gewesen war! — Aber dann hätte ich mir wohl begegnen müssen! — Oder vielleicht hatte ich inzwischen auf dem wissenschaftlichen Wege die Wahrheit gefunden? — Einerlei! Ich konnte ja einfach zu Pippmüller gehen und ihn fragen! — — Aber der reiste

ja erst in neun Jahren. — — Jedenfalls mußte ich erst nach Hause und nachsehen, ob ich nicht eine Frau und zehn Kinder hatte.

Ich tats mit Zähneklappern.

Aber meine Bude lag still und freundlich und unordentlich und geheizt in der Wintersonne: ich hatte nicht umsonst meinen Wagen zuletzt so gewaltig gebremst.

In der Zeitung stand nur die Nachricht, im Eulenturm, dem so beliebten Ausflugsorte der Göttinger, sei von Bubenhand der Tisch gestohlen worden. Und ich hatte ihn eben wieder eingestellt.

Hoffentlich habe ich nun jene zweite Reise getan vor Herausgabe des Buches.

Sonst ist alles gelogen!

Dorotea Priuli

Zu U. in Italien residierte vorzeiten die Fürstin Giuseppina, ein häßliches, verbuhltes und fürchterliches Weib. Sie hatte ihren schwachen Gatten vergiftet, um Reichtum und Herrschaft an sich zu reißen, aber die Untat rächte sich fürchterlich an ihr und ihrem Geschlechte und ihrem Lande.

Denn schon als die Gebeine des Gemordeten mit heuchlerischem Pompe zur Ruhe bestattet wurden, brach die Empörung seiner Freunde und Anhänger in einem wilden Aufstande los, und die Fürstin konnte sich vor den Wütenden nur mit genauer Not durch ein Pförtchen ins Freie retten, mit ihr drei erwachsene Söhne, indessen das Volk den Sarg feierlich in das fürstliche Schloß trug und es über ihm an allen vier Ecken anzündete, dem Toten zur Ehre und zum Zeichen, daß das ganze Geschlecht mit allem, das sein war, nach dem Hingange des letzten rechtmäßigen und gerechten Herrn aus dem Gedächtnis der Menschen vertilgt werden solle.

Aber die Vertriebene, obschon an der Schwelle des Alters, kehrte an der Spitze eines barbarischen Söldner-

haufens zurück, der sich durch Plündern, Brand und Mord in ihrem eignen Lande die Bezahlung seiner Taten holen durfte. Rasch ward die führerlose Stadt überrumpelt und nach dem fürchterlichsten Blutbade die wiederaufgerichtete alte Herrschaft mit dem grausamsten Mißtrauen umschanzt.

Die vorgeblichen Häupter der Verschwörer fielen, aber es fehlte noch ein junger Mann, nach dem der Haß und die Furcht der Tyrannin vor allen andern fahndete, ein natürlicher Sohn ihres hingemordeten Gatten namens Petruccio.

Er war einem wohlhabenden Kaufmanne zur Erziehung und Pflege übergeben und jahrelang der treueste Freund und Gespiele ihres jüngstens Sohnes Simone gewesen, ohne zu wissen, wie eng das Blut sie schon zuvor verband. Jetzt aber mochte er seine Herkunft erfahren und leicht begriffen haben, was ihm von der mißtrauischen Fürstin drohte. Er war entwichen, und dem treuen Pflegevater vermochten auch die ärgsten Qualen im Angesichte des Todes nicht zu entlocken, wo er sich aufhielt.

So begann denn inzwischen, nachdem der Abzug der Söldner mit Summen, die der machtbewußte Führer täglich höher schraubte, doch endlich erkauft war, der Wiederaufbau des fürstlichen Palastes, schöner und fester als zuvor, und die unglücklichen Bürger mußten zu

aller Not und Brandschatzung fronen und den letzten Pfennig hergeben.

Petruccio aber weilte in Padua, innig bestrebt, im Studium der freien Künste, das er schon vor Jahren begonnen, den Tod seines Pflegers, den Verlust seiner Heimat zu vergessen und dem zu spät erkannten Vater eine durch würdigen Wandel geheiligte Erinnerung zu weihen.

Es gingen auch Briefe zwischen ihm und Simone, den er für seinen Freund hielt und mit großer und edler Beredsamkeit ein Leben fern von der steten Furcht des Hofes beneiden hieß. Simone antwortete, indem er die alte Liebe heuchelte, aber an seinem Herzen fraß die Sorge um eine Rache, die der doppelt Verwaiste an seinem Geschlechte nehmen möchte.

Allein da er sich fürchtete, den Haß einer Untat an dem Freunde selbst auf sich zu nehmen, so spielte er Petruccios Brief in die Hände seiner teuflischen Mutter, und sie tat rasch, was er im Stillen gewünscht hatte: sie sandte einen Mörder aus, und dieser kam nach kurzer Zeit zurück mit dem Berichte, wie er den Jüngling mit seiner Halbarte hinterrücks auf den Studierpult geheftet habe, daß unter dem Geschrei und röchelnden Flüchen des Sterbenden das Blut über das Pergament gerieselt sei.

Nicht lange danach, in den Nachwehen eines wüsten Rausches, kam auch für das alte Scheusal das letzte

Stündlein. Sie fühlte es wohl; Priester wurden gerufen, die ihr den Abschied der Kirche auf den Weg gäben, und unter ihren heiligen Gesängen hauchte sie, falsch bis zum letzten Atemzuge, ihre scheußliche Seele aus.

Noch an der Bahre erhob sich der Zwist der Erben Simone aber, gepackt von Reue, von Ekel und Angst vor sich und seinen Brüdern, raffte seine Kostbarkeiten zusammen und wandte nächtlich dem blutgedüngten Vaterlande den Rücken. Er kam nach Zypern und verbarg sich in einem Kloster, indessen hinter ihm die Flammen des Bürgerkrieges aufloderten und beide Brüder am selben Tage verschlangen, da sich denn über den wüsten Trümmern der Vergangenheit ein neuer, glücklicherer Freistaat erhob.

Aber die Rache des Himmels schlief nicht, und der Fluch des ermordeten Freundes erfüllte sich nach Jahren an dem letzten des Geschlechts.

Als Simone an einem hellen Frühlingstage aus den Bergen seines Klosters in das blütenvolle Land hinabstieg, in der Stadt Geschäfte seiner Brüderschaft zu besorgen, mit ruhigem, betrachtendem Sinn, geläutert durch schwere Buße, da sah er in einer Sänfte das schönste und adligste junge Weib vorübertragen, das sein Auge noch je erschaut. Sie thronte in einem schlichten, schwarzen, mit Gold unterlegten Gewande auf dem Purpur, und indem das blonde Haar über die weißen Wangen

und den sinnend gebeugten Nacken fiel, hätte auch ein weiserer Beschauer, als Simone war, nicht zu entscheiden gewußt, ob er eine heiter-ernste Muse oder die Göttin der Liebe, ehe sie noch den ersten Kuß empfangen, vor Augen sah. Es war Dorotea Priuli, Tochter des venetianischen Feldherrn Baldassare Priuli, die jugendliche Freundin Platos und Homers, aus den Werken der Poeten mit den Werken der Liebe wohl vertraut, doch ihres eigenen Leibes unerfahren wie ein Kind.

Von dem Strahl ihres Auges getroffen und gebannt, stockte der Mönch, dann eilte er nach und folgte den Trägern, bis sich die Pforten ihres Hauses hinter ihnen schlossen und er den Namen der edlen Dame erfuhr.

Er saß wie ein Bezauberter schweigend am Wege, bis der Mond über den duftenden Büschen und Bäumen des verschlossenen Gartens emporstieg. Dann machte er sich auf, bei seinem düsteren und unsicheren Lichte durch die nächtliche Wildnis den Ort seiner Bestimmung zu erreichen, von dem er weit abgewichen war. Er verrichtete dort mit Hast alle seine Geschäfte und pochte, wie es schien zu Tode erschöpft, noch in derselben Nacht am Tore seines Klosters.

Am nächsten Morgen aber war er verschwunden, mit ihm viele kostbare Reliquien und Gefäße des Altars und die Geldsummen, die er hatte heimbringen sollen. Der Pförtner lag bewußtlos in seiner Zelle und

wußte, als man ihn erweckt hatte, nicht, wie ihm geschehen war.

Indessen floh Simone über das unwegsame Gebirge, kaum sich nährend, schlafend in den Höhlen der wilden Tiere, alle menschliche Nähe meidend, dem jenseitigen Gestade der Insel zu, verkaufte in der Hafenstadt jene goldenen Kelche und köstlichen Reliquien einem Juden und fuhr mit der nächsten Schiffsgelegenheit um die Insel herum und als ein aus der Heimat kommender umbrischer Edelmann in eben den Hafen ein, auf dessen Wellen der Palast der Priuli hinausschaute.

Aber weder an diesem noch am nächsten Tage öffnete sich das Tor für jene Sänfte, und Simone mußte seiner verwegenen Leidenschaft den Zügel des listigen Wartens anlegen, bis am folgenden Tage, als schon die Sonne sich gegen Abend neigte und eine sanfte, wehende Kühle aus dem Meere emporstieg, sein Wünschen sich erfüllte.

Die Träger schlugen einen Weg in die Berge ein, der sich dann, vielfach geschlungen, zu einer Klippe zurückwandte, die angesichts der dunkler sich rötenden Sonne hoch über dem schimmernden Meere hing. Nur ein zierlicher Edelknabe begleitete noch die Dame, und er trat mit den Männern bescheiden zurück, als sie sich unter einer gewaltigen Eiche niederließ und in den Anblick der Sonne und der Weite des Meeres zu versinken schien. Simone aber, der in geringer Entfernung ge-

folgt war, stürzte, die herzueilenden Begleiter des Fräuleins beiseite stoßend, zu ihren Füßen und brach in die leidenschaftlichen Worte aus:

„Lasset mich, edelste Herrin, Eurer unvergleichlichen Schönheit den Tribut zollen, den ihr jedes Mannes Mund, sofern ihm nur ein sehendes Auge zugesellt ist, vor jedem andern Weibe tausendfältig schuldet, und noch tausendfältiger, da schon auf der weißen, faltenlosen Stirn der Jugend, holdgesänftigt, jene Weisheit thront, die wir erst dem grauen Alter zuzusprechen pflegen. Sehet nicht auf mein geringes Verdienst, sehet auch nicht auf das königliche Blut, das so ungebändigt und edel in meinen Adern rollt, wie nur irgend in denen Eurer Ahnen, ehe sie ihr Geschlecht durch Eure Tugend erhöhten, sehet nur meinen Willen, Euch zu huldigen und zu dienen, und beginnt die Gaben Eurer Gnade damit, daß Ihr mein überkühnes Andringen mit der Güte verzeiht, die Euer zürnendes Auge vergeblich zu verbergen sucht!“

Bestürzt war das Fräulein aufgefahren; aber hatten sich auch zuerst Schreck, Unwille und Scham auf ihren Wangen gezeigt, so schien sich doch bald ihr Auge in sinnende Betrachtung der vor ihr knieenden Gestalt zu verlieren und die Spuren einer edlen Bildung unter den Zügen der Leidenschaften zu suchen. Dann aber, mit ruhiger Gebärde, als wiese sie erstaunt etwas Unmögliches ab, sprach sie:

„Nein, Signore, steht auf! Ihr könnt mir nicht dienen!“ und wandte sich zu ihrer Begleitung, die hilfsbereit jede Bewegung des Fremden bewacht hatte.

In einem Wirbel der Wut und Leidenschaft blieb Simone zurück; geächtet, verfolgt, jeden Augenblick in Gefahr, ergriffen und dem schmachvollsten Tode überantwortet zu werden, und doch an dies Land gefesselt durch die rasende Liebe zu einem Weibe, das er niemals erringen, das er, errungen, niemals vor den mächtigen Verfolgern in Sicherheit bringen würde, er, der Heimatlose, der Vogelfreie und, wo nicht gerichtet, bald Bettler!

Aber seine erfinderische Ruchlosigkeit verließ ihn auch jetzt nicht, da er der Verzweiflung am nächsten war, und die Blindheit seiner Gier zeigte ihm den Weg, der dem sehenden Auge ungangbar erschienen wäre. Er wollte die nahe gegenüber liegende Küste der Ungläubigen erreichen und wäre entschlossen gewesen, für den Rest seines Lebens Ruhe und Genuß durch Abfall von der Taufe und ewige Verdammnis zu erkaufen.

Mit solchen Plänen eilte er zur Stadt zurück. Ein Boot ward gedungen und an einen verborgenen Ort der Küste geschafft, eine Handvoll verzweifelter Bursche ließ sich gegen hohen Lohn zu solchem Abenteuer bereit finden und legte sich mit ihm, nahe jener Klippe, auf die Lauer.

Aber erst am zweiten Abend erschien wieder die wohlbekannte purpurne Sänfte, geleitet diesmal außer von jenem schönen Knaben noch von einem stattlichen jungen Edelmann in prächtiger Kleidung, der durch sein höfisch-freies Gebahren, indem er mit Eifer auf das bleich dasitzende Fräulein einsprach, dem lauernden Simone das Blut in die Augen trieb, daß ihm Erde und Himmel in eine rote Finsternis zusammenzusinken schienen.

So gab er sinnlos das verabredete Zeichen und stürzte mit erhobener Waffe hervor. Aber keiner von den Seinen folgte ihm, denn dort, wenige Schritte von der Sänfte, eilte Don Baldassare selbst herbei, mit ihm seine Dienerschaft und die Wachen des Hafens.

Wie hätte es auch verborgen bleiben sollen, daß ein Fremder, verdächtig durch eine plötzliche, unbescheidene Anrede an ein hochgeborenes und tugendhaftes Fräulein, das schurkischste Gesindel an sich zog und nach allem Vermuten zu einem gemeinsamen, gewiß verbrecherischen Unternehmen verband? So folgte denn der besorgte Vater selbst in möglichster Nähe der Sänfte mit den Seinen, dem Fremden eine Falle zu stellen, unwissend, daß er in dem Feinde seiner Tochter zugleich den fürchterlichsten Kirchenräuber verfolge.

Jener junge Ritter aber, des edlen Fräuleins bestimmter Verlobter, als er Simone blindlings heranstürmen sah, lachte laut auf, sodaß der Verwegene

stutzend, in aller Wut der Leidenschaften doch umher-blickend, des Verzweifelten seiner Lage gewahr ward und, da er sich allein, den Weg von Gewaffneten verschlossen, die beiden Edelmänner auf sich eindringen sah, sein wahnsinniges Spiel verloren geben mußte. So prallte er zurück, wandte sich, lief aus aller Macht und sprang in vollem Ansturm, ein grauenerregendes Geschrei ausstoßend, von der ungeheuren Felswand ins Meer.

Rings faßte ein Grausen die Menge, daß sie schweigend dastand und mit stockendem Atem dem in die Tiefe verhallenden Geschrei lauschte, bis ein dumpfes Aufschlagen und Rauschen emporklang. Da ward es noch stiller, und Donna Dorotea Priuli senkte ihr helles Haupt und flüsterte ein Gebet. Alle folgten erschüttert solchem Beispiel, betend, bis die rote Sonne vor ihrem Angesichte versunken war.

So fand denn auch der Letzte dieses fürstlichen Stammes ein unseliges Ende mitten in der Fülle seiner Untaten.

Zweins

Glücklich sind die Bettler am Geist.
Matth. 5, 3.

„Vater, in Deine Hände befehle ich ihren Geist!"
„Herr, bleibe bei mir, denn es will Abend werden, und der Tag hat sich geneigt!"

Das erste sagte ich, als sie den letzten Atemzug getan hatte, das zweite summte mir vor den Ohren, als ich gleich danach in meiner Fensternische stand und in die großen, immer gerade herabsinkenden Schneeflocken hinaussah. Bei solchem Schneeflockenfalle war sie den letzten Sonntag noch so ruhig geworden, indem sie ihn müde werdend mit den Augen verfolgte, und ich hatte ihr nebenan Klavier gespielt. Ob das heute nicht auch hülfe, dachte ich. Als ich mich aber umdrehte, standen sie alle um mich her und sahen auf mich, was ich wohl für ein Gesicht machte, und wie sie mir helfen könnten. Sie weinten und schluchzten, da wußte ich wieder, sie wäre tot. Ich setzte mich an ihren kleinen Tisch, hämmerte mit den Fäusten darauf und rief: „Es ist Unsinn!" Da schlug die Uhr vier, und Herr Dr. Menkel ging, nachdem er mir noch allerlei Trostworte gesagt hatte.

Ich schloß mich allein mit ihr ins Totenzimmer. Sie lag auf meinem Bette, hatte eins von ihren schönsten gestickten Hemden an, und ihr Haar war gekämmt, als wäre sie eine Barmherzige Schwester gewesen. Ich setzte mich neben sie und kämmte sie mit großer Mühe so, wie es im Leben gewesen war. Dann rückte ich einen Stuhl herbei, nahm ihre gefalteten Hände in meine Rechte, hing meinen Gedanken nach und sagte:

„Vor zwei Stunden hast du mir gesagt, daß du mich noch lieb hättest. Ich habe dich auch noch lieb, bis ich sterbe. Und dein Angesicht soll mir den Rest meines Weges mit seinem klaren Lichte erleuchten. Weißt du, wie du auf meinem Schoße saßest, wir aßen unser Frühstück an meinem Schreibtisch, und ich sagte zu dir: „Wie kann dies so weitergehen? Wie sind wir glücklich und immer glücklicher! Weißt du auch, wie glücklich wir sind?“ — Es ist wie mit Polykrates. Und ich habe alle die bösen Omina nicht beachtet und nicht abgewandt, wir haben zu wenig für unser Leben geopfert, wir sind zu sicher gewesen. Aber wir haben doch so fest und treu vertraut.“

Sie antwortete nichts, und nun glaubte ich sicher, sie wäre tot. Ich starrte sie an, immer fester, damit sich ihre Lippen bewegten, aber sie taten es nicht, und es brach mir ein Tränenstrom aus den Augen.

Nun war der letzte Tagesschimmer verschwunden,

und ich ging leise hinaus. Ich holte meine große Studier-
lampe und setzte sie ihr zu Häupten.

Die Nacht war voller Grauen. Ich schlief nicht
und wachte nicht, um mich herum flogen viele Träume,
aber nicht leise, sondern mit Gebrumm, wie freche,
fürchterliche Insekten. Und jedesmal, wenn mir eins
anflog, zuckte ich bis ans Herz zusammen. Dann ließ
es ab, und es kam wieder ein anderes und wieder das
erste. Aber schließlich konnte ich sie nicht mehr ver-
scheuchen, da sprang ich auf, als sie mich schon alle
gepackt halten wollten, und floh atemlos in ihr Zimmer.
Da war es abgründig still mit einem Male, und im
Türaufmachen war mirs, als hätte sie eben den Mund
bewegt. Ich besuchte sie noch zweimal die Nacht. Gegen
Morgen schlummerte ich ein, da fuhr mir das Mittel
durch den Sinn, das sie retten könnte und müßte. Ich
flog an ihr Bett und stürzte in die Knie, aber da
hatte ichs schon vergessen. Die Lampe stand im Tages-
schein immer noch still da, und das Zwielicht wehte
um das selige weiße Gesicht. Eiseskälte war ins Fenster
gedrungen. Draußen waren die Bäume über und
über weiß, kaum hob sich der Himmel vom Berge ab,
und alles war endlos weit und einsam.

Nun glaubte ich wieder fest, daß sie tot war. Nur
verstand ich nicht, warum sie tot sein sollte. Sie war
so jung und schön und stark. Ich dachte, sie wäre mir

6*

hintertückisch geraubt. So dachte ich: „Warum verlangen wir, daß der Gott gerade immer so gut und klug ist, als sich die besten und klügsten Menschen zu jeder Zeit nur immer ausdenken können? Wenn er wirklich da ist, so glaube ich das nicht. Wir haben ihn nicht genug hochgeachtet, wir haben ihn beleidigt, da hat er sich gerächt.“ —

Im Hemde standst du weiß und klar,
Und deine Augen suchten mich,
Du wußtest nicht, was dein Ängsten war,
Da traf der erste Pfeil auf dich.

Du sankst ins Knie, dein krauses Haar
War wie ein Blumenkranz um dich,
Du wußtest nicht, was dein Ängsten war,
Und deine Augen suchten mich.

Und zitternd kam der zweite Pfeil,
Stak goldig in der linken Brust,
Ich wußte, zu sterben war dein Teil,
Und einzig du hast nichts gewußt.

Auf deinen Knien, in meinem Arm,
So hieltst du mühsam-selig dich,
Ich flehte leise: „Gott erbarm!“
Und deine Augen suchten mich.

Und rauschend flog der letzte Pfeil,
Stak goldig in der linken Brust:
O Gott, zu sterben ward ihr Teil,
Und einzig sie hats nicht gewußt. —

Darauf grübelte ich den ganzen Vormittag, wo ihre Seele wäre, wenn sie eine hätte, und ob alle Welt an

ihr Teil erhielte, wie alle Welt wieder an unserem toten Körper Teil erhält. Ich weiß auch jetzt noch nicht, was mit der Seele geschehen wird, wenn wir wirklich tot sind. Damals fürchtete ich mich zu denken, daß wir keine Seele hätten, oder daß sie in die ganze Schöpfung verstreut würde. Denn was sollte dann aus all den Bildern werden, die die goldenen Tage in ihre Augen hatten sinken lassen? Und damit stieg Capri langsam vor meinen Blicken auf, ganz leise schaukelnd auf seinem blauen Meere, und badete sich prächtig in stillem Sonnenlichte, und in den Schluchten wehten unsichtbar alle holdseligen Klänge, die jemals durch ihre Seele gezogen waren. Aber dann tauchte ihr bleiches Gesicht daraus empor, und ihre Gestalt stieg wie ein Sonnenfunken in unserem Auge hoch und höher bis in die Wolken und schaute unverwandt auf mich herab. Nun hatte sie ihr Zimmerlein schon verlassen und war durchs offene Fenster geschwebt.

Der Waldrand winkte schneebeladen hernieder. Ich watete hinan, versank fast in den weißen Massen. Da lag vor mir die Hochfläche, dahinter immer kräftiger und buckeliger die Berge, alles, alles weiß, weit, weit und stille. Zu Füßen unser altes dickes Haus, darunter der vereiste See und das Dorf drum herum. Den Platz bestimmte ich zu ihrem Grabe. Denn dort hatte ich sie einst lesend am Raine gefunden und

von dort war ich dann mit ihr in das Haus hinab-gestiegen.

Es kamen noch schwere Tage. Viele Totenkränze wurden gebracht und weither geschickt; die Schachteln türmten sich zu Bergen. Die Menschen schlichen um mich herum, und wenn ich einen kleinen Wunsch sagte, fuhren sie durcheinander und verrichteten unheimlich alle zugleich, was ich nur verlangte. Aber diese Tage waren wie Schattenbilder, und was geschah, ging gar nicht in mich hinein. Vor dem Begräbnis las Pastor Hammacher etwas aus der Apokalypse, was ich nicht begriff, und ich schaute immer an eine Stelle auf den Berg von Blumen, unter dem du liegen solltest. Deinen letzten kleinen Heidekranz hielt ich in der Hand. Und dann gingen wir hinaus und senkten den Sarg unter den weißen Schnee. Dabei redete ich immerfort mit dir: „Ruhest du nun, edeles Weib, edel genug hier oben? Fühle den Bergwind, fühle der Fichten Hauch, der dir zum heiligen Grab träumrisch hinabträuft. Aber wenn keusch, rein, jugendlich froh ein Tag über den Berg, über den Waldesrand sonnig emporsteigt, steige auch du empor, blick in die mächtige, immergeliebte Runde, wandele leichten Schrittes, glücklich, über die Felder, tritt in des Hauses schaurige Wölbung, weine beglückt und lege die liebe, unnennbare liebe, deine gesegnete, selige Hand aufs tote Haupt mir, Friede gewährend. Küsse mich, so ichs

noch wert bin, halte den Armen, Gottes schwerverwüstetes Ebenbild, liebend in Händen. Segne mich, segne dein einziges, erstes und letztes Eigen! Bleibe, bleibe bei mir!“ — Und so murmelte ich noch vieles weiter und sah nichts mehr.

Die Zeit danach war Mutter bei mir und führte den Haushalt. Es war sehr schön und still, nur weinte sie zuviel. Ich ging jeden Tag und jeden Tag hinauf zu unserm Grabe und redete viel mit dir von uns, aber du schwiegst. Ich glaubte immer noch, daß du da lägest oder du schliefest da nur und wandeltest am Tage über die Bergspitzen und um unsere Erinnerungsplätze. Aber manchmal wußte ich gar nicht, was ich denken müßte, und zuweilen muß ich doch noch ganz anders gedacht haben. Aber es liegt mir wie ein Schleier über dieser Zeit, noch dunkler wie über den Tagen zuvor, nur zwei Gedichte habe ich, wie ich sie damals niederschrieb:

Nun hab ichs schon hundertmal begriffen,
Mein Weib ist tot, für immer tot,
Und ich weiß, ich rette mit allen Kniffen
Mich nimmer aus meiner Seelenot.

Da schreibt wo ein Dichterlein: „Er begrub
Seine Jugendliebe, sein Glück zumal“ —
Und neu sich auf zum Himmel hub
Mein Schrein, mein Fragen, meine Qual.

All Tod und Not und alle Gefährde,
Wie scheint mir alles nur ein Spiel:
Wo ist das Leid auf der wüsten Erde,
Das nicht krachend zugleich mit auf mich fiel?

Ich bin so groß in meinem Leide,
Doch größer mein Leid und verlorenes Glück,
Nun reißen sie mich schaurig beide
Von einander Stück für Stück. —

Endlich als wieder alles grün wurde und Blumen auf dem Hügel blühten, da merkte ich endlich deine Stimme. Es war nicht anders, als wenn man Wolken auf sich zuschweben sieht durch den stet-ruhigen Himmel, und ich hörte keinen Laut. Ich saß bis in den Abend hinein oben. Die Vögel waren schon still, und die Sonne stand wie eine scharfe rote Scheibe in einem Dunste. Sie sank auf die Spitze des Murnerberges zu, sodaß rings der letzte Schnee rosig herabtaute. Ich wußte, wo die Sonne den Berg berührte, da mußte ich dich suchen. Sie ging weiter und weiter nach rechts, und dann stand sie über den Wipfeln des Bramwaldes. Ich glaubte, gleich müßte ich die wehenden Fichtenspitzen auf der hellen Scheibe sehen. Aber sie berührten den Rand immer noch nicht, und dann schien es, als wollte sie an dem schrägen Hange wallend und sprühend zu Tal rollen. Ich wandte mich ab, um sie nicht so langsam sterben zu sehen. Aber ich mußte wissen, wo sie unterging: dorthin mußte ich von nun an über drei

Tage —. Als ich wieder hinschaute, sah ich den letzten goldroten Rand hinter dem Malsertal ertrinken. Die roten Wolken schlugen drüber zusammen, und der Nebel kroch in der Dämmerung zu den Bergen hinauf. Dorthin mußte ich.

Als ich mich umwandte, sah ich Dr. Menkel hinter mir stehen. Er sagte, er wollte uns auf ein paar Tage besuchen, um uns auf andere Gedanken zu bringen, ich sollte nicht immerfort hier oben allein sitzen und grübeln; Mutter hätte ihn eingeladen. Mutter stand neben ihm und schluchzte. Ich fragte, was sie hätte, aber sie antwortete nicht. Zu ihm sagte ich, ich müßte verreisen, Mutter tröstete ich und sagte, ich holte nun ihr Schwiegertöchterlein zurück. Menkel blieb aber doch bei uns und schlief bei mir nebenan. Er hing sich immer an mich, wenn ich hinaus wollte zu dir. Mutter bat, ich möchte gut zu ihm sein, und so sagte ich nichts und suchte ihm nur zu entgehen. Als er aber am zweiten Tage wieder an der Haustür stand und auf mich wartete, da stieß ich ihn mit beiden Fäusten zur Seite an die Wand. Er verdrehte erst die Augen, aber dann ging ein Lächeln über sein Gesicht, welches fürchterlich und grauenhaft war, und im Aufrichten sagte er: „Aber lieber Herr Doktor! Sie haben sich wohl geirrt! Wie können Sie Ihren guten Freund und Arzt so stoßen!“ Ich ging schnell in meine Stube, aber ich konnte die süße Fratze

nicht los werden, bis ich Dein neues, großes Bild lange, lange angesehen hatte.

An dem heiligen Tage stand ich nicht lange nach Mitternacht auf und zog mich leise an. Ich nahm den kleinen Dolch, den du aus Italien mitgebracht hast, und den alten Wanderstock. Ein Weilchen stand ich oben an der Treppe und schaute längs in den Hausflur hinab. Unsere schöne, kunstvolle Laterne hing noch immer strahlend von der Decke in die Finsternis hinein. Sie schaukelte in ihrem Gehänge vom Winde, daß die roten Scheine über die Wand und über den Spiegel fuhren. Mich schauderte, indem ich an dich dachte. Draußen knurrte der Hund, er mochte mich doch gehört haben. Ich faßte mir ein Herz und wollte schnell die Haustür gewinnen. Aber als ich die Treppe hinuntereilte, krachte die eine Stufe unter meinem Tritte. Oben ging Dr. Menkels Tür. Ich schrie laut in Schreck und Graus, sprang zur Tür und warf sie hinter mir ins Schloß. Leo bellte gewaltig und tobte an seiner Kette; ein mächtiger kühler Wind drang auf mich ein. Dann hörte ich es brausen, und bald hob sich vom fahlen Himmel der Wald wie eine wankende schwarze Mauer. Ich tastete mich zur Herzogschneise. Sie ging endlos weit auf einen flimmernden, sinkenden Stern zu. Alle meine Sinne richteten sich auf ihn, denn rechts und links stand tödliche Finsternis und wollte sich im Winde über mich

her neigen. Nur das schwache Licht schien herein und teilte die Wogen, daß ich dahinschritt wie auf einem Meeresgrunde. Zu meinen Troste redete ich mit dem Sterne: „Einsam wandelst auch du, blinkender Stern. Aber ein Weilchen nur folg ich dem zitternden Lauf. Glaubt ich als törichtes Kind, festlich hieltest im goldenen Saal du mein blühendes Weib, ihr Lethe zu schenken, folgt ich vielleicht dir nach, und es hielte die Erde nimmer mein müdes Gebein. Aber du kennest sie nicht, sie ist stärker als du, sie zerschlüge den Becher, stürzte, rief ich nur leis, stolz sich zur Erde hinab!" Und er antwortete im Versinken, summend aus der Weite: „Nein, ich trage sie nicht, doch ich schaue euch beide. Fernher wandelt sie dort an den Höhn, taucht auf und verschwindet dunkel im düsteren Wald, und ich leucht ihr vergebens. — Schaue, schau mich doch an, Benedeiete unter den Weibern!"

Da wurde es hinter mir Tag. Der Wald ward grün und laut und vielgestaltig. Was sich wie Quallen und Korallen um meine Füße gewunden, das ward Gras, Brombeerkraut und Efeugeranke. Und als die Sonne emporstieg, bog ich noch ein Stündlein seitab und kam durch die düsteren alten Fichten ins Tal. Am Wasser unten war ein Gewirr von modernden, moosigen Wurzeln und Stümpfen, von nackten Steinen und blauen Blumen dazwischen. Der Bach ging so leise und die

Sonne schaute stumm herein. Da kam ich an ein altes Wildgatter. Eine geborstene Esche stand dahinter. Die Hälfte ihres Stammes war ins Wasser gestürzt, vorlängst, und staute es auf, daß es über dem Grunde aussah wie zitternde Luft. Ein Ende des Stammes ragte ans Ufer. Darauf saß mein Weib in ihrem weißen Gewande und lauschte in die helle Flut. Auf dem Schoße hielt sie ihre goldenen Pfeile. Ich lehnte mich an das Gatter und blickte hindurch. Sie sah mich nicht und sang leise vor sich hin:

„Murmelnde Quelle,
Kühler Bach,
Wie klingt deine Welle
Vergangenes nach.

Es säuselt und rauscht
Aus der Tiefe hervor,
Meine Seele lauscht
An ihrem Tor.“

Ich antwortete ebenso:

„Da warst du so jung,
Warst noch frei,
War noch nicht Lieben
Und Schmerzen dabei.

Nun schleicht dein Geselle,
Dein armer, dir nach —
Murmelnde Quelle,
Kühler, kühler Bach.“

Da sah sie auf nach einem Weilchen und blickte mich freundlich an. „Komm, setze dich zu mir!“ sagte sie. Ich klomm über das wankende Gatter und tat es. „Erzähle!“ sagte ich. Sie erzählte:

„Warum schriest du so, als ich getroffen war? Glaubtest du doch, ich wäre tot? Das hörte ich noch, dann fiel ich in tiefen, tiefen Schlaf. Allmählich aber fing ich an zu träumen, als flöge ich weit über die Welt umher. Dann hörte ich viele Stimmen über mir im Streite, aber sie zerstreuten sich und schwiegen, als ich meine Augen aufschlug. Ich sah in einen schönen blauen Himmel mit kleinen, segelnden Wölkchenscharen. Es war frühlingswarm, und ein schweigender Hauch wehte mich an, wie von einer Wiese tief im Walde. Ich blieb liegen, schaute in den Himmel und wartete, ob du kämest. Du kamst nicht. Ich schlief wieder ein, und als ich zum zweitenmal erwachte, schien mir die Sonne rot in die Augen, und es war immer noch alles still. Ich richtete mich auf und sah, daß du mich in einen Sarg hattest legen lassen unter dorrende Rosen und Holunder. Der Deckel lag daneben im Grase. Rings standen ragend die Bäume. Unter dem vordersten saß im Abendglanz ein herrlicher Knabe und schaute zu mir herüber. Alsbald erkannte ich den heimtückischen Schützen, der seine goldenen Pfeile auf mich gesandt hatte. Da schritt ich zornig auf ihn zu und stieß ihm den einen

tief in die Brust. „Maria!“ schrie er auf und sank hintenüber. Der Hall aber zog mächtige, bebende Wellenkreise über das unermeßlich-strahlende Wipfelmeer. Als er verklang, neigte ich mich hernieder. Der Knabe sah mich aus großen, braunen Augen an, dann war er — tot.

Durch die Fichten führte eine Allee von alten Ebereschen, die tief mit Flechten verhangen waren. Als ich hindurchschritt, wars mir, als packte meinen Leib ein ungeheurer Schmerz, den ich wohl kennen müßte, und ich mußte ein Weilchen zuckend niedersitzen. Aber ich konnte ihn doch nicht deuten. Ich ging weiter und sah nach einer langen Weile ein stilles Dorf, das auf weiten Wiesen ganz weiß im Mondlicht lag. Im Gehen sah es aus, als käme es auf mich zu. Aber als ich hineinkam, schlief es tief, nur wenige Fenster schienen über den Weg, und es schlug zehn. Jenseits begann ein schöner, hoher Wald. Sein Grün war noch ganz jung und dünn und schwebte wie ein Schleier vor der Ferne. Es ging immer bergan, und der Wald wurde noch höher und weiter, daß der Mondglanz sich fernhin über den Boden legte. Der war übersät mit weißen, blinkenden Windröschen, soweit ich blicken konnte. Von meinem Wege blieb nur ein wohlbetretener Pfad zwischen hohen, auf und nieder gleißenden Farnen. Als ich endlich aus dem Walde heraustrat, lag vor mir auf einer grasigen, lichten Höhe ein großmächtiger Dom mit schmalen,

spitzen Riesenfenstern und ragte totenstill in die kühle Luft. Nun rührte sich kein Hauch mehr, und die Finsternis schaute aus den Fenstern hervor, denn sie waren ohne Glas, und hinter allen Pfeilern hervor, denn sie waren von tiefem Efeu umsponnen. Aber draußen war alles silbernes Licht weithin in die nächtlichen Lande hinaus. Ich lehnte lange mit dem Arme an der letzten großen Buche und dachte, wie göttlich es hier wäre, und dachte an dich:

Versunken, o Welt, zu meinen Füßen,
Schüttle nicht ab den traumsüßen,
Nie einzubringenden Schlummer!

Siehe, ich bin erwacht,
Singend schläfert die Nacht,
Finde doch den Schlaf nicht wieder.

Wie glücklich war das Morgenlicht,
Und meine Liebe vergeß ich nicht,
Aber jetzt ists Nacht, tiefe, heilige Nacht.

Ich trat durch ein kleines, schwarzes Pförtlein in die Halle. Es lag rings tiefer Sand, und wo der Mond hereinsah, erkannte ich, daß viele Fußspuren darin waren. Ich schaute durch die leeren Chorfenster in den Himmel, und mir war, als müßte jetzt der Mond weit, weit in der Ferne über unser Dach glänzen, und es war mir, als hörte ich die Frösche von unserem See gleichmäßig im Dämmertakte singen, auch weit, weit in der Ferne.

Und indem ich immer tiefer in den Himmel schaute, wurde ich Zweins.

Ich stapfte zum Chore. Da saßen im Dunkel viele weiße Männer mit großen Köpfen. Und als ich die Stufen hinansteigen wollte, sagte der eine: „Du bist nun tot und bist unser.“ Ich sagte: „Ich bin nicht tot.“ Da sagten sie alle: „Du bist tot.“ Ich sagte: „Ich bin nicht tot, und ihr wißt nun nicht, was ihr mit mir tun sollt. Die Menschen haben euch hierhergesetzt, die an euch glauben oder nicht wissen, was sie glauben sollen. Wir beide sind nicht dabei gewesen und wir glauben nicht an euch. Wir hatten jedes einzeln eine Seele, da wuchsen wir zusammen und waren wie eins. Aber weil keiner das kannte, hatte es keinen Namen. Da benannten wir es und nannten es „Zweins“. Und das Ganze ist nicht tot, wenn ein Teil tot ist: Zweins kann nur sterben, wenn es will. Denn es kann nur zugleich und in eins sterben, und dazu ist selbst der große Zufall zu schwach. Zweins will auch sterben, aber jetzt will es noch nicht.“

Ich wandte mich und schaute von einer großen Tür tief in schwarze, endlose Wälder hinab. Zu meinen Füßen unter einem Abhang lag ein dunkler See unter Bäumen. Es spiegelten sich vom Ufer her viele Feuerchen darin, aber sein Inneres blieb doch dunkel. Vor mir auf den Stufen saß eine verhüllte Gestalt. Sie hob den Kopf

ein wenig und fragte: „Haben die drinnen noch nichts beschlossen? Ich bin König Xerxes, ich warte auf das Wiedersehen, denn mein Weib ist nun auch lange tot.“ Ich antwortete: „Sie haben noch nichts darüber beschlossen, sie fürchten sich davor, weil sie nicht wissen, was Gottes Meinung und Wille ist.“ „Sie sollten ihn fragen!“ Wie sollten sie? Er fängt erst da an, wo wir ihn nicht mehr fragen können. Wenn ihr glaubt, wo ihr begreifen und wissen könnt, so habt ihr nichts Besseres verdient.“

Ich kam hinab zn den Feuern. Da war ein Gewimmel und Drängen, soweit das Auge trug und ein leises Summen, wie in einer hohlen Muschel. Viele tausende von weißen Wesen, großen und kleinen, wogten unablässig schweigsam durcheinander, als müßten sie sich bis ans Ende aller Zeit ohne Aufhören erwartend zu einem unermeßlichen Festzuge ordnen, aber kein höherer Wille kommt je über sie, um sie zu reihen, zu führen. Keiner merkte mich und die andern in dem grausigen Elend. Da sah ich, daß von dem See aus ein kleines, schmales Äderchen zu Tale ging, schwarzes Buschwerk hing darüber ineinander. Dahinein schlüpfte ich und barg mich vor dem Geschwirre, das immerfort gleichgültig und gräßlich an meine Kleider streifte. Der Mond war lange hernieder, aber meiner Pfeile Gold warf ein schwaches Licht zwischen die Stauden, und ich tastete mich langsam zu Tale, bis ich an dies Gatter kam. Da setzte ich mich

auf den Baum und wartete die Sonne ab. Und dann bist du endlich gekommen."

Wir schritten gemächlich durch den blühenden Wald nach Hause, und ich erzählte alles, wie es gewesen war. Mutter erzählte ichs auch, und daß ich Marie nun wieder hätte. Sie wollte es zuerst nicht glauben, tagelang, bis Dr. Menkel abreiste, aber nun sieht sies ja und weiß, daß wir glücklich sind.



Baesecke, G.
Seelenwanderungen

M323454

PT2603
Ba28A16
1913

